DIE MENSCHLICHE REDE

UNIV. OF CALIFORNIA

Sprachphilosophische Untersuchungen

von

HERMANN AMMANN
Privatdozent an der Universität Freiburg i. B.

I. TEIL

DIE IDEE DER SPRACHE UND DAS WESEN DER WORTBEDEUTUNG

LAHR I. B.
VERLAG VON MORITZ SCHAUENBURG
1 9 2 5

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

P106
A43
1925
v.1

Vorwort.

Die hier vorliegenden sprachphilosophischen Untersuchungen sind aus akademischen Vorlesungen und Uebungen hervorgegangen. Die Anteilnahme meiner Hörer, deren Fragen und Einwände mich in Vielem gefördert haben, hat mich dazu ermutigt, meine Gedankengänge der Oeffentlichkeit zu unterbreiten.

Daß ich auf einem Gebiete, wo so viele wertvolle Vorarbeit schon geleistet ist, gleichwohl glaubte ganz von vorn anfangen zu müssen, findet seine Erklärung in der Vorgeschichte dieses Buches. Bei meinen Arbeiten über Fragen der lateinischen und griechischen Wortfolge ergab sich allmählich die Notwendigkeit, den zunächst zur Deutung konkreter sprachlicher Erscheinungen aufgeführten Hilfskonstruktionen ein tiefer hinabreichendes Fundament zu schaffen, die Einsichten, die ich aus der grammatischen Arbeit gewonnen hatte, zu einer Gesamtanschauung vom Wesen der Sprache zu verdichten. Der Besonderheit und Entlegenheit meines Ausgangspunktes entsprechend sah ich mich hierin im Wesentlichen auf mich selbst angewiesen. Wenn ich daher auch aus fremden Arbeiten den einen oder anderen Anstoß empfangen habe, so darf ich doch die leitenden Gesichtspunkte als meine eigenen oder zum wenigsten als selbständig gewonnene in Anspruch nehmen.

Ist dieser Anspruch gerechtfertigt — und mit ihm steht und fällt das Daseinsrecht des Buches —, so bin ich wohl auch entschuldigt, wenn ich es durchweg unterlassen habe, auf Vorgänger hinzuweisen, bei denen sich Aehnliches schon ausgesprochen findet, oder Parallelen in der zeitgenössischen

Digitized by Google

Forschung zu verfolgen. Ich habe dies nicht nur deshalb unterlassen, weil es für mich äußerst schwierig und zeitraubend sein würde, jede einzelne der oft um Jahrzehnte zurückliegenden Anregungen auf ihren Ursprung zurückzuführen und alle Fragen der Priorität erschöpfend zu klären — sondern auch aus einer methodischen Erwägung. Wenn ich z. B. mit Bewußtsein darauf verzichtet habe, bei dem immer wieder auftauchenden Begriff 'Erlebensweise der Gemeinschaft' auf Wilhelm v. Humboldts Begriff der inneren Sprachform hinzuweisen, so wollte ich vermeiden, meine Erörterungen mit den gedanklichen Voraussetzungen der Formulierung Humboldts und mit der Diskussion ihrer verschiedenen Deutungsmöglichkeiten zu belasten.

Auf den ersten Blick erkennbar ist eine gewisse Verwandtschaft meiner Fragestellungen und Lösungsversuche mit der phänomenologischen Methode. Da ich selbst von Hause aus der Phänomenologie fernstehe und erst in den letzten Jahren, in der Hauptsache durch mündlichen Gedankenaustausch mit phänomenologisch eingestellten Forschern, ihr etwas näher gekommen bin, fehlen hier die Voraussetzungen für eine eigentliche Abhängigkeit, so wenig ich starke Anregungen verleugnen möchte. Ich sehe in der phänomenologischen Methode den reinsten, klarsten und geschlossensten Ausdruck der Problematik des Zeitalters — einer Problematik, die das Denken des Einzelnen, soweit es überhaupt als Ausdruck der geistigen Lage des Zeitalters gelten kann, zwangsläufig in ihr gemäße und damit der Phänomenologie richtungsverwandte Bahnen lenkt. So glaubte ich denn auch, gegenüber einzelnen besonders glücklichen phänomenologischen Formulierungen meine methodischen Bedenken gegen Uebernahme fremder Termini zurückstellen zu dürfen.

In der Auffassung des Gesamtverlaufs der Kulturgeschichte wird man Berührungspunkte mit der Geschichtsphilosophie Oswald Spenglers nicht verkennen. Ich möchte nicht in der Reihe derer stehen, die Spengler mit einem

Digitized by Google

Achselzucken abtun und sich dabei doch, vielleicht unbewußt, die Grundeinstellung seines Denkens mehr oder weniger zu eigen machen. Vielmehr ist es mir Bedürfnis auszusprechen, daß ich seinem Werke entscheidende Anregungen zu verdanken glaube, wenn dies auch nicht in Form von ausdrücklichen Hinweisen ausgesprochen ist.

Die Untersuchungen des hier vorliegenden ersten Teiles bewegen sich um die Begriffe Sprache und Wort; der zweite Teil wird den Satz in den Mittelpunkt stellen.

Freiburg i. B. **Hermann Ammann.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Einleitung. Seite

1. Kapitel. Aufgabe und Absicht dieser Untersuchung 1

Die Idee der Sprache.

2. Kapitel. Die Sprache und die Sprachen. Sprache und Gemeinschaft 15
3. Kapitel. Sprache und Sprechen. Das Sprechen in Worten. Worte und Wörter 27
4. Kapitel. Sprechen und Reden. Sprache und Rede 38

Das Wesen der Wortbedeutung.

5. Kapitel. Bedeutung als geschichtliche Tatsache. Das Wort als Träger der Bedeutung. Das Verstehen. Bedeuten, Bezeichnen, Ausdrücken . . 42
6. Kapitel. Der Name 66
7. Kapitel. Uebergang zur allgemeinen Wortbedeutung 77
8. Kapitel. Bedeutung als ideelle Einheit 85
9. Kapitel. Bedeutung als begrifflicher Gehalt. Idee und Begriff 93
10. Kapitel. Bedeutung als anschaulicher Gehalt. Idee und Vorstellung 109
11. Kapitel. Bedeutung als Lebensgehalt. Das Vorgangswort 118
12. Kapitel. Bedeutung als Erlebniswert. Das Eigenschaftswort 126

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Einleitung.

1. Kapitel.

Aufgabe und Absicht dieser Untersuchung.

Das Wort Sprachphilosophie ist mancherlei Mißdeutungen und Mißverständnissen ausgesetzt, die hier zunächst aus dem Wege geräumt werden sollen, ehe wir zu einer positiven Bestimmung des Begriffes übergehen.

a) In erster Linie denken wir nicht an die Ableitung philosophischer Erkenntnisse aus sprachlichen Tatsachen, wie sie seit Platons Kratylos immer wieder versucht worden ist.

Sprachphilosophie in diesem Sinne betrachtet die Sprache als Quelle der philosophischen Erkenntnis, der Einsicht in das Wesen der Dinge, als eine Quelle, die zwar durch mancherlei Geröll verschüttet, doch dem tiefer dringenden Blick wohl erkennbar ist. Dieser Gedanke liegt ja auch dem Wort *Etymologie* zu Grunde, das eigentlich die Erforschung des 'wahren' und zugleich ursprünglichen Wortsinnes bedeutet: von Hause aus spiegelten die Worte das wahre Wesen der Dinge wieder, und es bedarf oft nur der Vertauschung, Einfügung oder Weglassung eines Buchstabens, um das ursprüngliche reine Bild wieder herzustellen. Die Mystik aller Zeiten, und natürlich auch die heutige, bediente sich und bedient sich dieses Verfahrens, das, von Aehnlichkeiten und zufälligen Anklängen geleitet, sich notwendig in bloße Spielerei verliert. Die ihm zu Grunde liegende mystische Ansicht soll hier ferngehalten werden. Die Herkunft der Worte ist für uns Objekt strenger

Digitized by Google

wissenschaftlicher Untersuchung — eben der Etymologie im heutigen Sinne des Wortes —, nicht Gegenstand der Spekulation.

Wenn andrerseits in diesem Buche philosophische Erwägungen vielfach an Tatsachen des Sprachgebrauches anknüpfen, so hat dies mit der Beziehung des Werkes auf den Gegenstand Sprache nichts zu tun. Man könnte ebenso etwa in einem rechts- oder religionsphilosophischen Werke verfahren. Es gilt hier nur zu zeigen, welche Ansätze zu begrifflichen Scheidungen wir im allgemeinen Sprachgebrauch bereits vorfinden, und festzustellen, in welche Richtung diese Ansätze weisen. Und wenn gelegentlich dargetan werden kann, daß die Richtung auf einen bestimmten begrifflichen Wert dem Worte schon von seinem Ursprung her anhaftet, so wird man eine solche Heranziehung der Wortgeschichte nicht mit etymologisierenden Spielereien verwechseln wollen.

b) Vielfach denkt man bei dem Ausdruck Sprachphilosophie an Spekulationen über den Ursprung der Sprache, und tatsächlich hat die Ursprungsfrage in den sprachphilosophischen Erörterungen der jüngsten Zeit eine besondere Rolle gespielt, und hervorragende Sprachforscher wie Trombetti, Schuchardt und Voßler haben Betrachtungen über das Problem des Sprachursprungs veröffentlicht. Die Frage, was der Laut, rein als solcher betrachtet, 'ausdrücken' könne und welcher Art demnach die ursprünglichsten sprachlichen 'Bedeutungen' gewesen sein mögen, läßt in der Tat eine apriorische Erwägung durchaus zu, und sie wird auch hier gestreift werden müssen. Wichtiger aber erscheint uns die Aufgabe, die Fragestellung selbst zu klären und dem Ursprungsproblem eine Fassung zu geben, die eine fruchtbare Lösung mit empirischen Mitteln gestattet.

c) Eines der bekanntesten sprachphilosophischen Werke trägt den Titel "Kritik der Sprache". Darin deutet sich die Absicht an, die Sprache selbst, die Ausdrucksmöglichkeiten einer bestimmten Sprache etwa, zum Gegenstand

Digitized by Google

der Kritik zu machen. Eine solche Kritik liegt nicht in unserer Absicht. Kritik der Sprache setzt eine bestimmte Auffassung vom Wesen des Gegenstandes bereits voraus, und zwar die Auffassung als Zweckgebilde, als Werkzeug zur Verwirklichung gewisser, als wertvoll angenommener Zwecke; Kritik der Sprache hat nur dann einen Sinn, wenn ich einen bestimmten Zweck voraussetze und die Eignung für diesen Zweck zum Wertmaßstab nehme, wie etwa der Wert eines Messers von seiner Fähigkeit zum Schneiden, von der Schärfe, abhängt. Diese Auffassung selbst müßte aber erst auf ihre Haltbarkeit geprüft werden; es müßte zunächst untersucht werden, ob es einen Sinn hat, von der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einer Sprache zu reden; man wird ja z. B. auch nicht von der Zweckmäßigkeit eines Kunstwerks oder einer religiösen Idee reden können. Somit läge zwar die Frage nach der logischen Möglichkeit und dem Sinn einer Kritik der Sprache im Bereich unserer Erwägungen, nicht aber diese Kritik selbst — soweit eben nicht jede wissenschaftliche Begriffsbildung von vornherein praktische 'Kritik der Sprache' ist, wissenschaftliche Vertiefung und Weiterbildung des vorwissenschaftlichen Sprachgebrauchs.

d) Schwieriger ist das Verhältnis der philosophischen Haltung, wie sie hier angestrebt ist, zur Einstellung der Psychologie zu bestimmen. Man hat sich heute vielfach gewöhnt, die Worte Sprachpsychologie und Sprachphilosophie synonym zu gebrauchen, oder richtiger: man schreibt lieber '*sprachpsychologisch*' als '*sprachphilosophisch*', weil dem letzteren Wort der Beigeschmack des Spekulativen anhaftet, den man gerne vermeiden möchte. Jedenfalls kann es sich für uns nicht darum handeln, Tatsachen oder tatsächlich geltende Gesetze des Bewußtseinslebens festzustellen und in diesen Feststellungen das Ziel unserer Arbeit zu sehen. Soweit die Psychologie sich nur gleichsam als die andere Seite der Naturwissenschaft vom Menschen betrachtet, ist ihre

Digitized by Google

Fragestellung von der unseren klar und scharf geschieden. Wo wir Tatsachen und 'Gesetze' des Bewußtseinslebens heranziehen, dienen sie uns als Unterlagen der auf die Deutung der Tatsächlichkeiten gerichteten Fragestellung; die Ergebnisse der empirischen Forschung werden zu philosophischen Problemen. Das schließt nicht aus, daß sich unsere Wege mit denen der Psychologie vielfach berühren, da diese selbst eben an philosophischen Fragestellungen dem Wesen ihres Gegenstandes nach nicht vorbeigehen kann.

Ganz besonders aber werden die Ergebnisse der vergleichenden Psychologie, der 'Entwicklungspsychologie' und 'Völkerpsychologie', vielfach herangezogen werden müssen, wo es gilt, den Blick für die Erkenntnis letzter Wesensnotwendigkeiten von den Hemmungen freizumachen, die aus unvorsichtiger Verallgemeinerung der eigenen Einstellung zur Sprache — der Einstellung des abendländischen Menschen im 20. Jahrhundert — entspringen könnten. Dabei werden vielfach Linien sichtbar werden, die frühmenschliches und heutiges Denken verbinden. Solche Einsichten haben nicht nur genetische Bedeutung; sie schärfen unser Auge für die 'irrationalen' Züge der Sprache, die nicht minder zu ihrem Wesen gehören, als die rationalen Leistungen der Begriffsbildung und Verständigung.

e) Aehnlich ist das Verhältnis unserer Fragestellung zu jener der von Hermann Paul geforderten "Prinzipienwissenschaft". Es kann sich für uns nicht darum handeln, "die in allem Wechsel gleichbleibenden Faktoren nach ihrer Natur und Wirksamkeit zu untersuchen"; uns beschäftigt nur die Vorfrage, ob die hier geforderte Richtung des Forschens dem Wesen des Gegenstandes gemäß ist. Es mag hier vorweg bemerkt werden — und es gilt dies in gleicher Weise für die Psychologie als 'Gesetzeswissenschaft' —, daß die Aufdeckung jener "sich gleichbleibenden Faktoren" uns jedenfalls nicht das Geheimnis der Vielfältigkeit und des Wechsels der sprachlichen Gestaltungen erklären könnte, die

Digitized by Google

doch auch zum Wesen der Sprache mitgehören. Auf Grund solcher Fragestellung mußte die Ursache des Lautwandels letztlich im Zufall gesucht werden, da ja die überall gleichmäßig wirkenden Faktoren dem Wandel keine bestimmte Richtung geben konnten.

f) Unsere Darlegungen erheben endlich auch nicht den Anspruch, ein System der philosophischen Grammatik darzustellen in dem Sinne, wie sie von Husserl in der vielbeachteten 4. Logischen Untersuchung des zweiten Bandes gefordert worden ist. Wohl aber wollen sie als Beitrag zur Klärung der Vorfragen eines solchen Systems gewertet werden.

Positiv bestimmen wir die Absicht dieser Untersuchungen als Besinnung auf das Wesen der Sprache.

Wie ist eine solche Besinnung möglich, was kann und soll sie leisten, und in welcher Richtung muß sie sich bewegen?

Zunächst: Besinnung auf das Wesen der Sprache ist dem Einzelnen möglich nicht so sehr kraft seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit sprachlichen Erscheinungen, seiner Kenntnis sprachlicher Gegebenheiten, seiner sprachlichen Bildung, als vielmehr auf Grund der einfachen Tatsache, daß er Sprache hat, daß er ein sprechendes Wesen ist. Sprache ist in diesem Sinne dem Einzelnen so unmittelbar gegeben, wie nur irgend etwas unmittelbar gegeben sein kann. Es gilt für ihn nur, sich zum Bewußtsein zu bringen, was er 'an' der Sprache hat. Ob Sprache ihrem Wesen nach noch etwas anderes sein könne, als was sie 'mir' ist, das ist eine völlig unbeantwortbare und damit zwecklose Frage. Ein 'Ding an sich' Sprache, das irgendwo hinter dem stehen könnte, als was sich Sprache mir gibt — ein solches Ding an sich läßt sich nicht denken, die Frage darnach stößt ins Leere. Damit soll nun nicht etwa die Sprache zum Phänomen des Einzelbewußtseins herabgedrückt und damit die überpersön-

Digitized by Google

liche geschichtliche Realität der Sprache geleugnet werden, denn als solche ist sie mir ja gerade gegeben, sie ist mir etwas, was ich mit andern gemeinsam habe, und könnte mir gar nicht das sein, was sie mir ist, wenn sie mir nicht mit andern gemeinsam wäre. Können wir somit mit Sicherheit sagen, daß Sprache ihrem Wesen nach nichts anderes sein kann, als was sie 'uns' ist, daß wir, als Sprache habende Wesen, auch jeden wesentlichen Zug der Sprache uns zum Bewußtsein bringen können — so ist damit noch nicht gesagt, daß, was uns Sprache ist, Sprache schlechthin sein müßte. Hat es auch keinen Sinn, außerhalb unserer eigenen sprachlichen Welt nach Wesenszügen der Sprache zu forschen, — es sei denn, um sie nachher in ihr wiederzufinden —, beschränkt sich die Fragestellung demnach auf diese uns unmittelbar, als Sprechenden, gegebene Welt, so ist doch innerhalb dieser Welt noch zu scheiden zwischen dem weiteren Bereiche dessen, was unsere Sprache uns leistet und dem engeren dessen, was sie als Sprache schlechthin zu leisten hat. Mit anderen Worten: es gilt das Augenmerk darauf zu richten, welche Wesenszüge sich als dermaßen bestimmend erweisen, daß mit ihrem Wegfall auch die Möglichkeit entfällt, überhaupt noch von Sprache zu reden — *ea, quibus sublatis sermo ipse tollitur.*

Dies setzt allerdings voraus: daß die Frage, ob irgendeine Erscheinung zur Sprache gehört oder nicht, überhaupt entschieden werden könne; daß in uns ein Begriff der Sprache lebendig sei, der diese Entscheidung zu fällen gestattet. In der Tat, wäre uns 'unsere Sprache' nicht gegeben als einzelne Verwirklichung der Idee Sprache; wäre es uns nicht möglich, die Idee Sprache durch die besonderen Züge unserer Sprache hindurch anzuschauen, wäre uns nicht mithin die Idee Sprache mit der Sprache gegeben — so wäre eine solche Entscheidung nicht denkbar. Und auch unter dieser Voraussetzung wird sich die Vergleichung als wirksames Hilfsmittel für die Herausstellung des schlechthin

Digitized by Google

Wesentlichen erweisen, um so wirksamer, je weiter die verglichene Sprache von der unsern abliegt.

Wenn nun aber jene Idee selbst nur 'unsere' Idee, ein subjektives, vergängliches Gebilde 'unseres' Geistes wäre? — Auch dann bliebe die Aufgabe, diese Idee zur Anschauung zu bringen, als unsere Aufgabe bestehen. Der 'ewige' Sinn dieser Aufgabe läge dann eben in der Einordnung 'unseres' Denkens, als eines geschichtlich bestimmten, in den Gesamtplan möglicher Geisteshaltungen, in der treuen Erfüllung der uns vom Schicksal, vom Gesetz der Geschichte, von Gott gewiesenen Pflicht. Ob innerhalb anderer geistiger Welten die Frage nach dem Wesen der Sprache auftauchen kann; ob in uns fremden Geisteswelten eine andere 'Idee' der Sprache lebt, ob dort überhaupt von Ideen im gleichen Sinne gesprochen werden kann — denn auch der Begriff Idee gehört ja in den besonderen Bereich 'unseres' Denkens — ob eine Untersuchung wie die hier geführte für ein andersgerichtetes Bewußtsein 'Sinn' hat oder nicht, das sind Fragen, deren Bejahung oder Verneinung den Sinn unserer eigenen Aufgabe nicht berührt. Den Glauben an den Sinn unserer Aufgabe müssen wir mitbringen, wir können ihn nicht aus einem im Leeren schwebenden a priori schöpfen, noch durch den Einwand der Subjektivität erschüttern lassen.

Wir fragen weiter: was kann und soll uns eine solche Besinnung auf das Wesen der Sprache leisten? Oder genauer: was soll sie uns geben, was nicht auch die Betrachtungsweise der empirischen Sprachwissenschaft zu geben vermöchte?

Die Antwort wird lauten müssen: Wäre das Wesen der Sprache bei der wissenschaftlichen Behandlung sprachlicher Erscheinungen stets im Auge behalten worden, sähe man es durch alle sprachwissenschaftlichen Gedankengänge hindurchleuchten, stünde es als gestaltende Macht hinter aller sprachwissenschaftlichen Begriffsbildung, so wäre in der Tat die hier anzubahnende Besinnung entbehrlich. Sie hätte dann nur den Wert einer Selbstbesinnung auf das, was ohnehin

Digitized by Google

schon unser Denken richtunggebend bestimmte. So ist die Lage aber nicht. Wie sich für den Verfasser dieses Buches die Notwendigkeit des Zurückgehens auf letzte Wesensbestimmungen der Sprache aus der Unmöglichkeit ergab, gewisse höchst konkrete einzelsprachliche Fragen mit den üblichen Mitteln zu lösen, so steht heute überall die Frage der Methoden und Ziele der Sprachwissenschaft zur Erörterung. Man beginnt zu fühlen, daß ein Zwiespalt besteht zwischen dem Wesen des Gegenstandes, wie es in uns lebt, und dem Gehalt der Begriffe, mit denen wir uns seiner zu bemächtigen suchen. Die geschichtlichen Bedingungen dieser Erscheinung sollen hier nicht entwickelt werden; es genüge der Hinweis, daß jener Zwiespalt aus der naturalistischen Auffassung der Sprache und der naturalistischen Einstellung der Psychologie mit Notwendigkeit hervorgehen mußte. Zu seiner Ueberwindung ist die "Einklammerung" aller bisher gewonnenen Einsichten, ist die volle Unbefangenheit des Anschauens der Idee erste Bedingung. Wir müssen die Idee der Sprache uns zum Bewußtsein bringen, um an ihr den Wert und Sinn der wissenschaftlichen Arbeit an der Sprache, den Feingehalt der sprachwissenschaftlichen Begriffe zu messen. So ist Sprachphilosophie letzten Endes nicht Kritik der Sprache, wohl aber Kritik der Sprachwissenschaft — Kritik nicht im Sinne überheblicher Herabsetzung des Geleisteten, sondern Kritik in der Absicht, aus den Leistungen der Vergangenheit das dauernd Fruchtbare herauszulösen und aus der Verstrickung in zeitgeschichtliche Bindungen zu befreien, zugleich aber auch künftiger Forschung den Ausblick auf das Ziel zu lichten und den Weg zu ihm zu ebnen.

In der Tat muß der Wert aller sprachphilosophischen Erörterungen an ihrer Fruchtbarkeit für die wissenschaftliche Behandlung der Sprache gemessen werden. In philosophischen, besonders in methodologischen Werken wird gerne versichert, man wolle sich nicht in die Arbeit der

Digitized by Google

empirischen Wissenschaften einmischen, man wolle reinlich scheiden zwischen den Aufgabenkreisen der Philosophie und der Einzelwissenschaften. Eine solche Zurückhaltung liegt nicht im Sinne unseres Vorgehens. Selbstverständlich kann die Arbeit der empirischen Wissenschaften nicht von der Philosophie geleistet werden. Wohl aber muß sie sich mit der Arbeitsweise der empirischen Wissenschaften, mit ihren Zielsetzungen und Methoden kritisch befassen, ohne Rücksicht darauf, wie weit auch 'feststehende Ergebnisse' jener Methoden mitberührt oder in ihrem Wert fraglich gemacht werden. Dazu muß man allerdings die Arbeitsweisen der Einzelwissenschaft aus eigener Erfahrung kennen. Es genügt nicht, wenn der Philosoph sich gelegentlich auch einmal die Sprache vornimmt und von oben her ihren Platz im Zusammenhang seines Systems zu bestimmen sucht. Schon deswegen nicht, weil der Einzelne sich meist gar nicht bewußt ist, wie sehr er einerseits unter dem Bann gewisser durch die Schulbildung vermittelter grammatischer Anschauungen, anderseits unter dem Bann einer bestimmten Sprachform steht. Alle echt philosophische Leistung geht aus Not und Zwang des Denkens hervor, und diese Voraussetzungen sind für die philosophische Kritik der Methode doch wohl am ehesten dort gegeben, wo mit dem Material selbst gerungen wird und die Unvollkommenheit der Werkzeuge, die Spannung zwischen Begriff und Idee sich peinlich dem Bewußtsein aufdrängt. So erscheint es mir nicht als Anmaßung, sondern als innerlich notwendig, daß der Grammatiker an sprachphilosophische Fragen herantritt, statt ihre Behandlung dem Philosophen vom Fach zu überlassen.

Wir lassen dabei die Frage offen, ob in Zukunft überhaupt die heutige strenge Scheidung zwischen Philosophie und Einzelwissenschaft bestehen bleiben kann, ob es nicht mit Notwendigkeit zu einem Einbruch des philosophischen Denkens in das Gebiet der Einzelwissenschaften, insbesondere der Kulturwissenschaften, kommen wird. Es ist ja

Digitized by Google

nicht zu leugnen, daß z. B. auch die einzelsprachliche Grammatik in philosophischer Absicht betrieben werden kann, und es scheint mir, daß wir einer starken Durchdringung der Einzelwissenschaften mit philosophischen Gedanken entgegengehen. Vielleicht ist dies der Weg, um dem Erdrücktwerden durch die immer mehr sich häufenden Stoffmassen zu entrinnen.

Endlich: in welcher Richtung muß die „Besinnung" auf das Wesen der Sprache sich bewegen, um fruchtbare Ergebnisse zu liefern?

Man kann die Frage nach dem 'Wesen' eines Gegenstandes in sehr verschiedenem Sinne stellen, je nach dem gedanklichen Zusammenhang, der den Sinn des 'Wesentlichen' bestimmt. Fragen wir nach dem Wesen einer Naturerscheinung — beispielweise etwa des Nordlichts —, so ist die Antwort gegeben, wenn es gelingt, diese Naturerscheinung in das Gesamtbild unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnis einzuordnen, sie als Auswirkung bekannter Kräfte zu erklären. Die Erscheinung ist uns dann nichts Eigentümliches, Besonderes, Fremdes mehr, sondern nur ein Ergebnis des Zusammenwirkens bekannter Ursachen. Hier steht also das Unerklärte, Rätselhafte am Anfang und wird durch die Erkenntnis seines Wesens zu einem Bekannten, Vertrauten. Ganz anders bei einem Gegenstand wie 'Sprache', der uns zunächst als etwas durchaus Bekanntes und Vertrautes gegeben ist. Wir 'wissen' ja im Grunde schon, was Sprache ist, es gilt nur dieses Wissen ins Bewußtsein zu heben und in Worten darzustellen. Je mehr in dieser Darstellung die Sprache als eben das erscheint, als was sie in uns lebt, um so näher kommen wir unserem Ziel. Das Ziel ist also hier die Erfassung des Wesens der Sprache in seiner absoluten Besonderheit. Nicht darum handelt es sich, die sprachliche Welt in einen umfassenderen Zusammenhang einzuordnen, in dem ihr Besonderes zurückträte, sondern die Eigenart ihres Wesens zu erkennen, die sich

Digitized by Google

eben nicht (wie etwa im Falle der Naturerscheinung) als Ergebnis eines Zusammenwirkens allgemeiner Komponenten und damit als ein gleichsam zufälliger Einzelfall darstellt. Die Sprache ist nicht etwa ein bloßer Kreuzungspunkt verschiedener Wertsphären (beispielweise der logischen, ästhetischen und sozialen), sondern etwas für sich, und eben in dem, was sie für sich ist, liegt ihr 'Wesen'.

Das gleiche gilt für alles, was dem Bereich des 'Sinnes' zugehört. Je vollständiger die mathematische Naturwissenschaft ihre Aufgabe löst, das allgemeine Wesen der Dinge in seiner Einheit zu fassen, um so dringender bedarf es einer Betrachtungsweise, die das besondere Wesen der Sinnesgebilde erschließt, das ja niemals im Räumlichen, mathematisch Faßbaren aufgeht. Das Moment, kraft dessen ein Stein als Grenzscheide, ein Stück Metall als Münze, eine Lautgruppe als Wort gilt, läßt sich niemals aus der natürlichen Beschaffenheit der Gegenstände ableiten; hier handelt es sich ja gar nicht um Eigenschaften, die den Dingen von Natur zukommen, sondern um Geltungen, die ihnen geschichtlich zugewachsen sind. Ebenso wenig läßt sich das Wesen eines Kunstwerkes erfassen, solange wir nur das an ihm sehen, was ihm mit anderen Wirklichkeiten gemeinsam ist, ja nicht einmal das Spielen der Kinder auf der Straße können wir in seinem Sinn begreifen, ohne unseren Blick auf die geistige Seite der Erscheinung zu richten, auf den besonderen Sinn des Spiels im Unterschied vom ernsthaften Handeln. Auch die Psychologie hilft hier nicht weiter; die Psychologie des Spieles muß den Begriff des Spiels, oder besser: das Wissen, was Spielen heißt, voraussetzen, sie kann den Begriff nicht aus irgend welchen Elementen allgemeinerer Geltung aufbauen, die in anderer Zusammensetzung etwas anderes ergeben würden. Es ist das Eigentümliche dieser Sinnbegriffe, daß sie durchaus in sich ruhen und allen Versuchen der Auflösung und Vereinheitlichung widerstreben. Wenn also das besondere Wesen der Sinngebilde gedeutet werden soll,

Digitized by Google

so kann dies nur durch Erfassung ihres besonderen Sinnes geschehen.

Formal vollzieht sich diese Erfassung jedenfalls nicht in Gestalt einer Definition. Diese würde ja bei der Aufstellung eines *genus proximum* jene Einordnung vollziehen müssen, die hier gerade nicht unser Ziel sein kann. Es läßt sich übrigens leicht zeigen, daß alle Definitionen entweder zu weit sind oder aber in der *differentia specifica* den zu definierenden Begriff versteckt wieder enthalten. Es hat keinen Sinn, definieren zu wollen, was nur unmittelbar aus dem Erlebnis heraus erfaßt werden kann. Der Erlebnis-Bereich 'Sprache' läßt sich immer nur aus dem Ur-Erlebnis der Sprache heraus abgrenzen.

Aus diesem Grunde vermeiden wir überhaupt die Aufstellung eines Oberbegriffs. Man hat z. B. gesagt: Sprache ist Ausdruck.*) Und zweifellos ist Sprache irgendwie auch Ausdruck, obwohl sie Elemente enthält, die wesentlich ausdrucksfrei sind, deren sprachliche Geltung jedenfalls nichts mit ihrem Ausdruckswert zu tun hat. Aber was Sprache ist, weiß jeder, es kann sich höchstens um eine engere oder weitere Fassung des Begriffs handeln; was 'Ausdruck' ist, wäre erst noch festzustellen, man kann sich dabei alles Mögliche denken, und so wird mit einer solchen Feststellung nur das Wohlbekannte durch ein minder gut Bekanntes bestimmt. Und Aehnliches ließe sich dagegen sagen, daß etwa der Begriff 'Wort' durch den Begriff 'Zeichen' erläutert wird. Daß übrigens der Begriff *Zeichen* in einen ganz anderen begreiflichen Zusammenhang, in eine ganz andere Wertsphäre weist als der Begriff *Ausdruck*, sei hier gleich im Vorbeigehen angedeutet: und eben damit sei zugleich der besondere Gesichtspunkt dieser Untersuchung nahegerückt, die möglichst allen faßbaren Wesenszügen der Sprache gerecht werden möchte.

Wenn wir vorhin den Oberbegriff 'Sinngebilde' einführten, so haben wir damit noch nichts über die inhaltliche

*) So z. B. H. J. Pos, Zur Logik der Sprachwissenschaft 1922, S. 22.

Digitized by Google

Bestimmtheit unseres Gegenstandes ausgesagt, sondern nur die Richtung der Wesenserforschung festgelegt, die allerdings dem Gegenstand Sprache, unbeschadet der Besonderheit seines Wesens, mit anderen Gegenständen gemeinsam sein kann.

Die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Sinngebilde werden uns erst dann faßbar werden, wenn die hier geforderte Einstellung vollzogen ist, die Einstellung auf das Wesentliche der einzelnen, hier also auf das Wesentliche der sprachlichen Sinnesleistung. Ob sich dann in einer letzten Einheit alle diese Sinnesleistungen so einordnen lassen, daß sie als notwendige Glieder eines 'Systems', eines in sich ruhenden und durch das Gesetz seines Wesens in seiner Gliederung bedingten Ideenreiches erscheinen — diese Frage soll hier nicht entschieden werden, sie soll nur die Richtung eines möglichen Ausblicks weisen. Jedenfalls kann ein solches System nur von unten her aufgebaut werden.

Das Wesen der Sprache auf eine Formel zu bringen, ist also nicht unsere Absicht. Vielmehr sollen die verschiedenen Seiten ihres Wesens dadurch anschaubar gemacht werden, daß zunächst eine Reihe von Begriffen, die wesensmäßig dem Begriff der Sprache irgendwie verbunden sind, vorgeführt und zur Beleuchtung dieser verschiedenen Seiten verwendet werden. Also eine Art Synonymik der auf die Sprache bezüglichen Begriffe. Wir knüpfen dabei zunächst einfach an den Sprachgebrauch an, da es, wie schon oben angedeutet wurde, nicht angängig erscheint, die in ihm niedergelegten und damit jedem Sprachgenossen lebendigen Ansätze begrifflicher Scheidungen zu ignorieren. Ob dieses Verfahren den Vorwurf des 'Wortfetischismus' verdient, ob wir der Gefahr einseitigen Bestimmtwerdens durch diese 'zufällig' nun einmal vorhandenen Scheidungen erlegen sind — diese Frage wird nur durch die Darstellung selbst beantwortet werden können. Und jedenfalls macht unsere Darstellung keinen Anspruch darauf, ihre Aufgabe erschöpfend zu lösen. 'An-

Digitized by Google

läufe zur Besinnung auf das Wesen der Sprache' hätte ihr Titel lauten können, wäre die Bildhaftigkeit eines solchen Ausdrucks nicht dem Stil einer Ueberschrift zuwider. Wenn das Wenige, was hier geleistet werden kann, leicht dem Blick entschwindet, der vorwärts schaut, wieviel noch übrig bleibt — so wird der Verfasser es zufrieden sein, diesem vorwärtsschauenden Blick einige Hindernisse aus dem Wege geräumt zu haben.

Digitized by Google

Die Idee der Sprache.

2. Kapitel.

Die Sprache und die Sprachen. Sprache und Gemeinschaft.

Wir gebrauchen das Wort Sprache in zwei Bedeutungen, die sich leicht sondern lassen, wenn wir etwa das Lateinische oder Französische zu Hilfe nehmen. In der ersten Bedeutung steht *die Sprache* mit lat. *sermo oratio,* franz. *le langage* in einer Reihe; in der zweiten Bedeutung, die in *deutsche Sprache, griechische Sprache* vorliegt, mit lat. *lingua,* franz. *langue.* Die erste Bedeutung zielt auf das Sprachvermögen schlechthin — wie wir ja auch sagen, jemand habe die Sprache verloren oder wiedergefunden — die zweite auf die Einzelsprache, das 'Idiom', als geistigen Sonderbesitz eines durch den beigefügten Namen — wie *deutsch, griechisch* — gekennzeichneten Teiles der Menschheit, eines Stammes, eines Volkes, eines Kulturkreises.

Das Sprachvermögen, also die Sprache in der ersten Bedeutung des Wortes, ist dem Menschen eigentümlich, sie gehört zum Menschen wie etwa der aufrechte Gang. Einem Menschen, der dieses Vermögen nicht besitzt, fehlt etwas zum vollen Menschsein, wie einem Menschen, der etwa ohne Beine zur Welt kommt, diese Gliedmaßen fehlen. Der Satz *Der Mensch hat zwei Beine* bedeutet ja nicht: alle Menschen haben zwei Beine; und ebensowenig bedeutet der Satz *Der Mensch hat Sprache,* daß alle Menschen im tatsächlichen Besitz der Sprache sein müßten, wohl aber, daß ihr Nichtvorhandensein als Fehlen aufgefaßt werden muß.

Digitized by Google

Wenn es sich bewahrheiten sollte, daß die frühesten Zeugen menschlicher oder menschenartiger Leibesbildung auf eine Gestaltung der lautbildenden Organe hinweisen, die ein artikuliertes Sprechen noch nicht gestattete, es mag die Anthropologie ein solches Wesen immer als einen Menschen bezeichnen: uns würde ein Menschenschlag, dem die Sprache fehlte — und es wäre ja denkbar, daß ein solcher irgendwo einmal entdeckt würde — sehr viel ferner stehen als etwa ein Tier, das sich menschlicher Sprache zu bedienen vermöchte; zu jenem könnten wir keinerlei geistiges Verhältnis gewinnen, er stünde außerhalb des Kreises der Menschheit. Andererseits: ein Tier, das wirklich zu sprechen vermöchte, das menschliche Worte zur Wiedergabe seiner eigenen Tier-Erlebnisse sinnvoll zu verbinden wüßte, würde uns an der Sonderstellung des Menschen irre machen. Ein sprechendes, besser: ein redendes Tier ist für unser Denken eine *contradictio in adiecto*. Wenn sich menschliche Rede beim Tier auch nur in einem einzigen Falle nachweisen ließe, würde dieser eine nicht geringere Umwälzung, ja Katastrophe unseres Denkens bedeuten, als etwa die Erzeugung organischen Lebens aus anorganischen Stoffen oder die Ueberwindung des Todes. Der Sinn des Begriffes Mensch im Gegensatz zum Tier wäre in Frage gestellt, und damit der Sinn menschlicher Kultur überhaupt. Für das Denken der Primitiven allerdings besteht dieser Konflikt ebensowenig wie für das kindliche Denken; beide nehmen darum an redenden Tieren keinen Anstoß.

Die Idee der Sprache erweist sich somit als der Idee des Menschen wesensmäßig zugeordnet, derart, daß der Mensch geradezu als das Sprache besitzende Lebewesen definiert werden könnte.

Aber Sprache *in abstracto* gibt es nicht. Wenn der einzelne Mensch das Vermögen der Sprache betätigt, so spricht er notwendig eine bestimmte Sprache. Selbst wenn es gelänge, die ganze Menschheit auf eine bestimmte

Digitized by Google

Sprachform zu einigen, so wäre dies eben doch nur eine bestimmte Sprachform und nicht die Sprache schlechthin. Wenn Sprache, als Sprachvermögen, zum Menschen gehört, so ist damit auch gleichzeitig gesagt, daß der einzelne Mensch eine bestimmte Sprache spricht (oder auch mehrere Sprachen; im konkreten Sprechakt jeweils nur eine einzelne).

Zur Idee der Sprache gehört somit notwendig die Bezogenheit auf eine bestimmte sprachliche Gestaltung, in der allein die Sprache Besitz des einzelnen sprechenden Menschen sein kann.

Weiterhin aber ist durch das Wesen der Sprache bedingt, daß der einzelne Mensch, wenn die Idee der Sprache voll verwirklicht werden soll, die Sprache nicht für sich allein haben kann, daß sie ihm mit andern gemeinsam sein muß. Er spricht ja zu andern in der Absicht, von ihnen verstanden zu werden; der Besitz der Sprache würde seinen Wert für ihn verlieren, wenn sie nicht auch von andern verstanden würde. Der Begriff der Einzelsprache ist demnach wesensmäßig bezogen auf eine Mehrheit von Sprachgenossen; der einzelne Sprechende steht im Kreis einer bestimmten Sprachgenossenschaft.

Bevor wir weitergehen, seien einige Grenzfälle erörtert. Es ist ja immerhin nicht undenkbar, daß ein Mensch eine Sprache für sich allein hätte. Beim Aussterben einer Sprache wird zuletzt nur noch ein einziger Mensch da sein, der diese Sprache versteht. Aber eben damit hört sie auf, ihm die wesentlichsten Dienste der Sprache zu leisten; um von andern verstanden zu werden, wird er sich eben einer andern Sprache bedienen müssen. Gleichwohl bleiben gewisse Leistungen der Sprache auch dann noch bestehen. Wir können uns das leicht klarmachen, wenn wir uns denken, daß ein Deutscher in einem Land lebt, wo niemand seine Sprache versteht; die Lage ist dann die gleiche. Er wird zunächst fortfahren, auf Deutsch zu denken; er wird für seinen eigenen Gebrauch Aufzeichnungen in deutscher Sprache machen; er wird die

Digitized by Google

Gebete seiner Jugend in deutscher Sprache innerlich erklingen lassen. Damit sind Möglichkeiten eines sprachlichen Binnenverkehrs — wenn ich so sagen darf — aufgezeigt. Da der Mensch mit sich selbst sprechen kann — ob hörbar oder unhörbar, ist dabei gleichgültig —, da er z. B. Fragen an sich selbst richten und sie sich selber beantworten kann, wobei er das aktuell fragende Ich von dem ruhenden Hintergrund der Erfahrung unterscheidet, aus dem heraus die Antwort erklingt — da der Mensch sich selber zur Zweiheit werden kann, stellt der Einzelne gleichsam den Grenzfall des sozialen Gebildes dar. In der Tat gibt es sprachliche Prägungen, die der Einzelne für sich hat und für sich behält, wenn z. B. jemand einen Spitznamen für einen ihm unangenehmen Vorgesetzten oder Lehrer erfindet, mit dem er diesen innerlich verspottet, ohne den Namen je auszusprechen. Durch Zuhilfenahme der Schrift kann überdies das Ich von heute mit dem Ich von morgen oder von heute in zehn Jahren in Beziehung treten, und nirgends zeigt sich die Macht der Schrift, neue Möglichkeiten des geistigen Lebens zu erschließen, eindrucksvoller, als wenn wir uns in vergessene eigene Aufzeichnungen vergangener Jahre vertiefen. Endlich aber spricht der Mensch ja nicht nur mit Seinesgleichen, sondern auch mit anderen Wesen: nicht nur mit höheren Geistern, an deren Dasein er glaubt, sondern etwa auch mit Tieren und in Augenblicken des Zurücksinkens ins Kindlich-Frühmenschliche selbst mit leblosen Gegenständen. Wir werden diesen letzteren Zug um so deutlicher hervortreten sehen, je weiter unsere Betrachtung ins Frühmenschliche zurückschweift. Doch sind dies alles gleichsam Randerscheinungen, die der wesensmäßigen Bezogenheit der Sprache auf den Verkehr zwischen Menschen keinen Abbruch tun.

Freilich gebraucht man den Ausdruck 'Sprache eines Einzelnen' wohl meist in einem andern als dem hier vermeinten Sinn. Man hat dabei die Tatsache vor Augen,

Digitized by Google

daß jeder Mensch anders spricht, d. h. daß jeder die allen Sprachgenossen gemeinsame Sprache in besonderer Weise handhabt. Jeder Mensch hat, wie dies durch die Mannigfaltigkeit der Leibesbildung notwendig bedingt wird, seine besondere Sprechweise — aber es ist doch immer nur seine Weise, 'diese' Sprache zu sprechen. Und weiterhin hat zwar vielleicht nicht 'jeder' Mensch, aber jedenfalls der sprachlich schöpferische Mensch auch seine eigene Weise des sprachlichen Ausdrucks, die sich in der Wortwahl und Wortneubildung, in der Wahl und Weiterbildung der Fügemittel kundgibt. Wenn man in diesem Sinne z. B. von der *Sprache Goethes* spricht, so ist dieser attributive Zusatz nicht in der gleichen Weise von der Idee Sprache gefordert wie der Zusatz *deutsch* in der Verbindung *deutsche Sprache*. Die Sprache Goethes ist ja natürlich die deutsche Sprache, das Deutsch Goethes, nicht etwa eine der deutschen Sprache selbständig oder auch nur im Verhältnis einer Mundart gegenüberstehende Goethische Sprache. Die Unmöglichkeit eines solchen Ausdrucks weist deutlich darauf hin, daß wir mit den zur Bestimmung der Sprachindividualität dienenden Beiworten immer den Gedanken an eine Mehrheit, an eine kollektive Individualität verbinden.

Hier scheiden sich auch deutlich die Wege der Sprachwissenschaft und der eigentlichen Philologie. Die Sprachwissenschaft kann fragen, welche Sprache ein einzelner Sprachschöpfer vorfand und welche seiner Neuschöpfungen allgemeines Sprachgut wurden; die Philologie dagegen frägt einzig, was der einzelne Sprachschöpfer aus der Sprache gemacht, welche eigentümlichen Wirkungen er ihr abgewonnen hat. Der Blick der Sprachwissenschaft muß stets auf das Ganze gerichtet bleiben, auf die in der Sprache ruhende geistige Einheit der Sprachgenossenschaft, des Stammes, Volkes, Kulturkreises, auf den der adjektivische Zusatz *deutsch, griechisch* usw. hinweist: die Philologie dagegen hat es in erster Linie mit dem Einzelnen als solchem zu tun, mit der Individualität des Schriftstellers, die ihr nicht nur den Wert eines Exemplars hat oder eines in der Gemeinschaft fortwirkenden Ingrediens, sondern eben in der Besonderheit ihrer Stellung zum Ganzen und ihres Eigenwesens erfaßt werden will.

Digitized by Google

Hier darf auch einer andern weitverbreiteten rationalistischen Argumentation gedacht werden, die den Sinn der auf die Sprache gerichteten Begriffsbildungen zu zerstören droht. Nicht nur spricht jeder Mensch anders, auch ein und derselbe Mensch spricht in jedem Augenblick seines Daseins verschieden: nie kann ein und dasselbe Wort vollkommen gleichlautend zweimal aus seinem Munde erklingen, und auch die 'Vorstellungen', die er mit ihm verbindet, wechseln ständig. Also, so folgert man, gibt es strenggenommen gar keine phonetische Einheit 'Wort' und keine psychologische Einheit 'Bedeutung'; Wort und Bedeutung sind bloße Abstraktionen, denen nichts Einheitliches in der 'Wirklichkeit' entspricht.

Demgegenüber muß mit aller Schärfe gesagt werden: wie die Sprache des Einzelnen bei aller Verschiedenheit der Sprechweise doch 'diese' eine Sprache ist, die ich mit dem Worte *deutsch, griechisch* usw. in ihrer Einheit meine, so ist es in allen Fällen des Aussprechens eines Wortes doch immer 'dieses' Wort, was verschieden ausgesprochen wird, und ebenso ist die Einheit der Bedeutung ganz unabhängig davon, was ich mir im Einzelfall darunter 'vorstelle'. Wie die Sprache nicht mehr Sprache wäre, wenn jeder seine Sprache für sich hätte, so würde das Wort aufhören Wort zu sein, stünde nicht hinter der wechselnden lautlichen Erscheinung wie hinter der wechselnden 'Vorstellung' die Einheit der Bedeutung, und zwar als Tatsache des Einzelbewußtseins, nicht als bloße Abstraktion der reflektierenden Wissenschaft.

Indem die Sprache den Sprachgenossen die Verständigung ermöglicht, schließt sie gleichzeitig die außerhalb der Sprachgenossenschaft Stehenden von dieser Verständigung aus. Innerhalb des Kreises der Verstehenden spielen sich alle Beziehungen ab, die an die Sprache gebunden sind: die Sprachgenossenschaft stellt sich somit gleichzeitig als Gemeinschaft dar, die durch die Gemeinsamkeit der Sprache zusammengehalten und gegen Außenstehende abgeschlossen

Digitized by Google

wird. Dieses leztere Moment ist keineswegs unwesentlich und wird leicht da übersehen, wo die Sprache ausschließlich als Mittel des Verkehrs und die Sprachverschiedenheit nur als lästiges, die Auswirkung des Sprachzwecks hemmendes Hindernis betrachtet wird. Damit wird man aber dem Sinne der sprachlichen Mannigfaltigkeit nicht gerecht. Allerdings ist das wechselseitige Verhältnis der beiden Wesenszüge nicht überall und zu allen Zeiten dasselbe. In den Anfängen der Sprache tritt das trennende, in ihren letzten Entwickelungsphasen das vereinende Moment stärker hervor. Gleichzeitig wandelt sich der Sinn der auf der Gemeinsamkeit der Sprache ruhenden Gemeinschaft und selbst der Sinn des Verstehens innerhalb der Gemeinschaft. Es soll hierauf näher eingegangen werden, da für alle das Wesen der Sprache umschreibenden Begriffe jene Dehnbarkeit gefordert werden muß, die es gestattet, ihnen für jeden Stand der Sprache einen passenden Sinn zu geben. Die wesentlichen Sinnesleistungen der Sprache lassen sich nur dann in allgemeingültiger Weise erfassen, wenn wir nicht mit starren, vom Nächstfaßbaren abgezogenen Begriffen arbeiten, sondern gleichsam das Gesetz der Leistungskurve zu erschauen suchen, auf der die uns unmittelbar faßbare Leistung sich als einzelner Punkt, als Funktion der geistigen Entwicklung darstellt. Es ist dies eine der größten Schwierigkeiten, denen unsere Untersuchung begegnet, und deren wir uns immer wieder bewußt werden müssen. Es möge daher die folgende Erwägung über das Verhältnis von Sprachgenossenschaft und Sprach-Gemeinschaft — im besonderen Sinne der auf der Gemeinsamkeit der Sprache ruhenden menschlichen Gemeinschaft — als typisch gelten für die Vorbehalte, die bei jeder auf das Wesen der Sprache und wohl auch überhaupt bei jeder auf das Wesen eines Sinngebildes gerichteten Untersuchung gemacht werden müssen.

Der Kreis der Verstehenden sieht sich von der Gesamtheit der Nichtverstehenden durch die Unmöglichkeit sprach-

Digitized by Google

licher Verständigung geschieden. Unter heutigen Verhältnissen allerdings ist diese Schranke leicht zu überwinden. Nicht nur besteht für Jeden die Möglichkeit des Erlernens fremder Sprachen, auch den Trägern der Sprache ist keineswegs daran gelegen, ihr Verstehen auf ihren eigenen Kreis zu beschränken. Im Zeitalter des Verkehrs muß es Jedem erwünscht sein, sich auch im Auslande in seiner Muttersprache verständigen zu können; das setzt eben die möglichst weite Verbreitung der Kenntnis dieser Sprache voraus. Wo ein Volk kolonisierend oder missionierend auftritt, bringt es den Eingeborenen seine Sprache mit. Die englische Sprache wird in der halben Welt verstanden, und den englisch sprechenden Völkern muß daran liegen, daß die Kenntnis ihrer Sprache verbreitet werde, um ihnen selbst die Mühe und den Zeitverlust des Erlernens der Fremdsprachen zu ersparen. So ist es begreiflich, wenn uns Heutigen die Schranken, die die Sprachen zwischen den Völkern errichten, nur als zweckwidrige Hemmnisse der Verständigung erscheinen.

Ein ganz anderes Bild ergibt sich, wenn wir uns den Verhältnissen der Naturvölker zuwenden. In ihrem Leben spielen Geheimsprachen eine außerordentlich wichtige Rolle. Da dem Wort hier magische Kräfte zugeschrieben werden, wird ängstlich darüber gewacht, daß die auf der Kenntnis des Wortes ruhende Macht nicht in unrechte Hände gelangt. Und da in der Vorstellungsweise dieser Völker auch die Tiere, ja selbst die unbelebte Natur am Leben der Gemeinschaft teilhaben, so findet sich die seltsame Anschauung, daß auch sie durch den Gebrauch besonderer Geheimbezeichnungen vom Verstehen der auf sie bezüglichen Reden ausgeschlossen werden müssen. Ein Rest dieser merkwürdigen Anschauung ist die Jägersprache, in der etwa von den *Löffeln* und der *Blume* des Hasen gesprochen wird, statt von seinen Ohren und seinem Schwanz.

Aehnliche Erscheinungen finden sich auch in entwickelten Kulturen, wo es sich um 'heilige', ganz in den

Digitized by Google

Dienst magischer Wirkung gestellte Sprachen handelt. So stießen die Versuche englischer Gelehrter, in die Sprache der Veden einzudringen, lange Zeit auf hartnäckigen Widerstand der Priesterschaft. Doch wir brauchen nicht so weit zu gehen. Auch im Bereich unserer eigenen Zivilisation ergibt sich immer wieder die Notwendigkeit, die Gesamtheit aus dem Kreise der Verstehenden auszuschließen durch Schaffung von Geheim- oder Kliquensprachen, die nur innerhalb einer streng abgegrenzten Gemeinschaft gehandhabt und verstanden werden. Man erinnere sich z. B. der im Kriege üblichen Deckbezeichnungen, von denen das Wort *Tank* für Kampfwagen in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen ist. Auch das Rotwelsch gehört hierher mit seinem jüngsten Nachfahren, dem Schieberjargon.*) Und wohl überall gibt es Bezeichnungen oder Wendungen, die nur im Kreis der Familie, des Freundesbundes usf. verstanden werden. Wie sehr der gemeinsame Besitz solcher Ausdrücke das Gefühl der Verbundenheit steigert, möchte ich an einem Beispiel aus Th. Manns Roman "Buddenbrooks" anschaulich machen. Im ersten Bande dieses Romans wird (in Kap. 7 f.) das erste Aufkeimen der Liebe zwischen Tony Buddenbrook und dem Sohn des Stationskommandanten geschildert. Im Verkehr der beiden jungen Menschen hat nun eine Redensart — "*auf den Steinen sitzen*" — eine nur ihnen verständliche Bedeutung bekommen: "Beiseitestehen und sich langweilen". Wir empfinden, ohne daß der Dichter es auszusprechen brauchte, wie der Gebrauch dieser Wendung den Beiden ein Gefühl des heimlichen Einverständnisses vermittelt. Im engsten Rahmen erfassen wir hier das ursprüngliche Wesen der auf Gemeinsamkeit sprachlichen Besitzes ruhenden menschlichen Gemeinschaft. Alle menschliche Gemeinschaft ist von Hause aus streng umhegt und gegen die feindliche Außenwelt abgeschlossen. Sie ist, in den Anfängen der Gesellschaft, lebendige Gemeinschaft noch in sehr viel

*) H. Werner, Ursprünge der Metapher 1919, S. 219 f.

Digitized by Google

tieferem Sinne durch das vollkommene Eingeordnetsein des Einzelnen, dessen Leben im Rythmus der Gemeinschaft, im Rythmus des gleichen Blutes schwingt. Die sprachliche Einheit ist notwendiger Ausdruck dieser Lebenseinheit, und darum eifersüchtig gehüteter Alleinbesitz der Gemeinschaft.

Innerhalb der streng umhegten, in sich einheitlichen und nach außen abgeschlossenen Lebensgemeinschaft ist ein Sichverstehen in einem ganz anderen Sinne möglich, als unter den Gliedern der ins Unbegrenzte sich weitenden, durch kein Band des Blutes mehr zusammengehaltenen Sprachgenossenschaft. Menschliches Sichverstehen und sprachliches Verstehen gehen in der streng umhegten Lebensgemeinschaft Hand in Hand, weil die Sprache selbst noch Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls ist, auf dem alles Sichverstehen beruht. Man versteht sich auch ohne Worte, und es bedarf nicht vieler Worte, um sich zu verstehen. In ähnlichem Sinne 'versteht' auch das Tier den Menschen, mit dem es durch Lebensgemeinschaft verbunden ist, wenn es auch nicht 'versteht', was er sagt.

Vergleichbare Verhältnisse bietet die Mundart. Die Mundarten einer Sprache sind voneinander nicht notwendig durch Grenzen der sprachlichen Verständigung geschieden. Wohl aber bilden die Mundartgebiete, sofern die Mundart schon durch ihren Klang als eigentümlicher, landschaftlich gebundener Ausdruck des Sonderwesens eines Volksteils empfunden wird, Bereiche besonderer, 'intimer' Möglichlichkeiten des Sichverstehens. Wer wirklich in der Mundart lebt, dem 'geht das Herz auf', wenn er sie etwa in der Fremde aus dem Munde eines Landsmannes vernimmt. Die Mundart schafft ein Band von Seele zu Seele, sie gibt sprachliches Heimatsgefühl, und wo die Schriftsprache die Stämme zu Nationen, die Weltsprache Nationen zu Verkehrseinheiten zusammenschließt, weist sie ins Enge, Gebundene, Umhegte.

Mit der Erweiterung des Sprachgebiets verliert die Sprache mehr und mehr die Kraft, eine Gemeinschaft der

Digitized by Google

Sich-Verstehenden zu schaffen. Im gleichen Maße, wie das trennende, Grenzen aufrichtende Moment der Sprache schwindet, tritt auch das gemeinschaftbildende und Gemeinschaft bindende zurück. Zwischen den englisch redenden Menschen besteht heute kaum irgend eine angebbare Gemeinschaft des Einverständnisses mehr, wenn auch die englische Sprache in besonderem Sinne Ausdruck des englischen Wesens und geistiges Eigentum der englischen Nation bleibt, solange sie nicht in irgend einem Land der Erde eine innere Neugestaltung erfährt. Das in Amerika gesprochene Englisch als 'Amerikanisch' zu bezeichnen, ist widersinnig, solange die Sprache sich nicht zu etwas ganz anderem entwickelt hat und als eine zweite Sprache neben dem Englischen steht. Doch ist die Tatsache, daß zwei große Nationen sehr verschiedenen inneren Wesens sich derselben Sprache bedienen, bedeutsam genug für die Lockerung jener ausschließenden, die Gemeinschaft in sich zusammenhaltenden Bindung, die der Sprache von Hause aus zugehört.

Es darf daran erinnert werden, wie sehr der Schrift im Gegensatz zur Sprache das Streben zur Ausbreitung innewohnt. Wenig mehr als ein halbes Dutzend Schriftsysteme beherrscht heute den größten Teil des Erdkreises; die Lateinschrift, die arabische Schrift und die chinesische Begriffsschrift umfassen jeweils — ungeachtet der Verschiedenheit der Sprachen — die ganzen Kulturkreise des Abendlandes mit Amerika, des Islams und des chinesisch-japanischen Orients.

Der Begriff der Sprache setzt rein formal eine Mehrheit von Sprechenden voraus, innerhalb derer der sprachliche Verkehr sich abspielt. Mit dem Verhältnis der Sprache zur Gemeinschaft der Sprechenden steht es immerhin etwas anders. Man wird nicht sagen können, daß die deutsche Sprache zum Deutschen, die französische zum Franzosen usf. in dem gleichen wesensnotwendigen Sinne 'gehört', wie etwa die Sprache zum Menschen gehört, obwohl sie fraglos zueinander gehören und z. B. in Idee des Deutschen auf die deutsche Sprache als ihren Ausdruck hinweist, wie umgekehrt die Sprache auf die Idee, deren Ausdruck sie ist. Das Verhält-

Digitized by Google

nis der Sprache zu der sie tragenden und durch sie zusammengehaltenen menschlichen Gemeinschaft erscheint so zwar gleichfalls als ein wesentliches, aber doch als ein gleichsam verschiebliches, dessen Enge oder Lockerung wir als 'Funktion' der Sprachgeschichte erfassen. Man gestatte mir, einer eingehenden Untersuchung dieses Verhältnisses, die hier noch nicht geleistet werden kann, mit den folgenden Andeutungen vorzugreifen.

Im 'Natur'zustand, d. h. im Schoße der engen, sich selbst als Einheit des Blutes fühlenden, mit der Landschaft verwachsenen Lebensgemeinschaft ist die Sprache wesentlich Ausdruck der Seele dieser Gemeinschaft. Als Sprache eines auf der Höhe geschichtlichen Lebens stehenden Volkes verbindet sie, in den Formen der Schrift- und Literatursprache, dessen Angehörige zur kulturellen Einheit der Nation, in der äußeren Erscheinung festgelegt und geregelt, aber gleichwohl noch bildsam zur inneren Durchgestaltung, zum Ausdruck des besonderen Geisteslebens. Als erstarrte Sprache der Zivilisation endlich dringt sie in die Weite, von Millionen 'verstanden', die keine Gemeinschaft des Lebens, Fühlens und Denkens mehr verbindet, bis sie mit dem Absterben des ursprünglichen Lebensbodens, mit dem Untergang der nationalen Gemeinschaft selbst 'stirbt' und nun wieder neuen gestaltenden Kräften zum Material dienen kann, wie das Latein nach dem Untergang des Römerreiches.

So spiegelt sich in der Geschichte der Sprache die Tragödie der Kultur: mit der Entfaltung der höchsten schöpferischen Kräfte bereitet sich schon die Loslösung aus der erdhaften Gebundenheit vor, bis schließlich das Band zwischen Sprache und Gemeinschaft zerreißt und neue Bindungen an seine Stelle treten.

Digitized by Google

3. Kapitel.

Sprache und Sprechen. Das Sprechen in Worten. Worte und Wörter.

Daß der Begriff der Sprache wesensmäßig, nicht nur etymologisch, auf den des Sprechens hinweist, scheint eigentlich selbstverständlich; Sprache haben und Sprechenkönnen scheinen für den unbefangenen Blick nur zwei Seiten einer Sache zu sein. Gleichwohl ist es notwendig, den Zusammenhang hier ausdrücklich zu erörtern, da es in jüngster Zeit üblich geworden ist, den Begriff 'Sprache' auch auf Erscheinungen auszudehnen, die selbst die kühnste dichterische Erweiterung des Wortgebrauchs nicht mehr unter ihn befassen würde. Diese Begriffszerdehnung entspringt der allgemeinen Neigung, einem in sich klaren Begriff durch Einordnung in weite und unübersichtliche Zusammenhänge wissenschaftliches Relief zu geben, seine vor dem unbefangenen Blick scharf sich abhebenden Umrißlinien gleichsam durch eine fernsichtige Brille zum Verschwimmen zu bringen, Ausblicke in Randgebiete für Einblicke in das Wesen der Sache zu nehmen. Dieser Lage gegenüber muß deutlich gesagt werden, daß Sprache im vollen Sinne des Wortes gesprochene Sprache ist. Die Gebärdensprache mag mit den Ursprüngen des Sprechens und der menschlichen Rede noch so eng verwachsen sein — sie ist noch nicht Sprache im vollen Sinne des Wortes. Sie reicht als Vorstufe der Lautsprache in diese hinein, sie ersetzt sie zur Not, wo die Lautäußerung behindert ist, nie aber kann sie

Digitized by Google

sich zu jenen Leistungen erheben, die der Lautsprache als der Trägerin des Geisteslebens der Völker vorbehalten ist. Wie die Gebärdensprache in ihrer Anwendung beschränkt ist auf das Gesichtsfeld des dem Zeichengebenden zugewandten Blickes und dadurch von vornherein dem gebieterisch Gehör heischenden Laut gegenüber im Nachteil ist, so fehlt der Gebärde auch von vornherein jene Richtung auf Gliederung, jener Zug zur scharfen Abgrenzung der einzelnen Ausdrucksmomente, wie sie der Sprache durch die Abhängigkeit des Sprechens von der Atmung aufgenötigt wird. Die Gebärdensprache kann demnach nur als ein Randgebiet des Bereichs der Idee Sprache aufgefaßt werden; die wesensmäßige Beziehung der Sprache zum Sprechen gehört dagegen zum Wesenskern dieser Idee.

Die Wesensnotwendigkeit dieser Beziehung kann auch nicht durch den Hinweis auf die Schrift erschüttert werden. Das Lesen der Schrift mit dem Auge, das unmittelbare Verbinden des Begriffs mit dem Wortbild unter Ueberspringung des Lautbildes mag ja psychologisch möglich und z. B. beim Lesen der chinesischen Begriffsschrift die Regel sein — ich selbst kann allerdings nicht lesen, ohne daß Klangbilder wenigstens flüchtig ansprächen —, es ist aber jedenfalls nur eine technische Verkürzung des Weges, der von der Sprache selbst vorgezeichnet ist, ein Verfahren also, das wesensnotwendig — nicht nur genetisch — auf die Sprache als seine Vorbedingung zurückweist. Wenn für das voll ausgebildete Zeichensystem der Mathematik die Frage der Aussprechbarkeit mehr oder minder nebensächlich wird, so handelt es sich auch hier wieder, wie bei der Gebärde, um ein Ausdrucksmittel von beschränkter und wesentliche Leistungen der Sprache ausschließender Geltung. Solche denktechnischen Hilfen haben mit der Sprache nur insofern zu tun, als sie eben Sprache schon voraussetzen — denn ihr Sinn wird ja stets sprachlich definiert — und gewisse Einzelleistungen der Sprache übernehmen und verfeinern. Die Schrift hat

Digitized by Google

ihre besonderen Ausdrucksmöglichkeiten, die ihrem räumlichen Wesen gemäß sind; aber eben diese besonderen Möglichkeiten, die sie zum Teil, wie die Verwendung der Farbe, mit der bildlichen Darstellung gemein hat — man vergleiche Wortplakat und Bildplakat — haben mit der Sprache als solcher nichts zu tun und müssen hier beiseite gehalten werden.

Mag die Sprache also auch von der stummen Gebärde ausgehen und in gewissen einseitigen Höchstleistungen zuletzt vom stummen Zeichen abgelöst werden, so ist sie doch ihrem Wesen nach nicht stumm. Der Laut ist ihr wesenseigen, und das Sprechen ihre wesensgemäße Erscheinungsform.*)

Beschränkt sich unser Blick somit auf die gesprochene, die im Lautwerden lebende Sprache, so ist ihr nunmehr im Gesamtbereich der lautlichen Aeußerungen ihr Platz anzuweisen. Denken wir uns etwa als Zeugen die Lautäußerungen eines 'Wilden', die vielleicht zunächst, im Verein mit seinem lebhaften Mienen- und Gebärdenspiel, auf uns nur den Eindruck eines Kreischens, Schnaubens oder sonstiger tierhaften Aeußerung machen: wir würden sie gleichwohl als Sprache erkennen in dem Augenblick, wo wir sähen, daß diese Aeußerungen von Stammesgenossen *verstanden* werden. Wir wüßten dann, daß diese Laute für diejenigen die sie verstanden haben, eine *Bedeutung* gehabt haben müssen, daß es somit *Worte* waren und nicht bloße Laute. Damit erschließt sich uns der enge Zusammenhang der wesensmäßig aufeinander bezogenen Begriffe: *Sprechen und Verstehen, Verstehen und Bedeutung, Bedeutung und Wort.*

Das Wort als Träger der Bedeutung ist aus der Sprache nicht fortzudenken. *Zu jeder Sprache gehört ein*

*) Vgl. hierzu die schönen Worte W. v. Humboldts über den Laut in der Einleitung zum Kawi-Werk, Akademieausgabe von 1907, S. 53 f.

Digitized by Google

Bestand von Worten. Wir können uns eine Sprache ohne Grammatik vielleicht eben noch denken — eine Sprache ohne Worte ist dagegen ein Widerspruch in sich. Wer eine neue Sprache entdeckt, wird zunächst ihren Wortbestand zu ermitteln suchen, indem er etwa forscht, wie der oder jener Gegenstand in der betreffenden Sprache genannt wird, und es ist schlechthin undenkbar, daß eine solche Untersuchung sich jemals als gegenstandslos erweisen könnte. Wo keine Worte sind, da ist auch keine Sprache. Wer überhaupt spricht, der äußert Worte (die er natürlich mit anderen Lautäußerungen durchsetzen kann); Lautsprache kann nichts anderes bedeuten als Wortsprache, da der Laut nur als Träger der Bedeutung der Sprache angehört und ein Lautgebilde, das sprachliche Bedeutung hat, nichts anderes ist als ein Wort.

Durch das Merkmal der Bedeutung scheidet sich die Sprache nicht nur von außersprachlichen Affektäußerungen, sondern auch von der Welt des musikalischen Ausdrucks, Die 'Sprache der Töne' drückt wohl ein Erleben aus, aber die Töne und ihre Verbindungen haben nicht in dem Sinne eine Bedeutung, wie sie das Wort hat. Es gibt überhaupt in der Musik keine Einheiten, die den Worten vergleichbar wären: regelmäßig in gleicher Bedeutung wiederkehrende in sich abgeschlossene Gebilde. Die Musik dient nicht der Verständigung, es sei denn, daß Tonfolgen als Signale an die Stelle gesprochener Befehle treten. Das Verstehen eines musikalischen Gebildes ist etwas wesentlich anderes als das Verstehen eines gesprochenen Satzes. Seine Voraussetzungen liegen eher in der Linie des außersprachlichen Sichverstehens, als der sprachlichen Verständigung.

Das Sprechen in Worten läßt sich nur so denken, daß die Worte in der Zeit aufeinander folgen. Wo zwei Worte verbunden werden sollen, muß notwendig eines vorangehen und das andere folgen, falls nicht eine Zerlegung in untergeordnete Einheiten stattfindet, für die dann wieder das

Digitized by Google

gleiche Gesetz gilt. Die Worte folgen sich in der Zeit, und werden auch vom Hörer in zeitlicher Folge vernommen. Die Tatsache, daß ihre Grenzen sich im Sprechen verwischen können, daß etwa der Anlaut des folgenden Wortes im Auslaut des Vorangehenden schon anklingen kann, beweist so wenig gegen das Gesetz der zeitlichen Folge, wie etwa die Feststellung, daß beim Gehen der zurückbleibende Fuß schon in Bewegung ist, während der ausschreitende noch gehoben ist, gegen das Gesetz spräche, daß man nur einen Fuß nach dem andern vorsetzen kann.

Darin liegt ein wichtiger Unterschied einmal gegenüber der Gebärde, die sehr wohl ein gleichzeitiges Erfolgen und eine gleichzeitige Erfassung verschiedener Aeußerungen zuläßt, zum andern gegenüber der Schrift, die ein gleichzeitiges oder nahezu gleichzeitiges Uebersehen ganzer Wortkomplexe und ein Aufnehmen der Teile auch in anderer als der ursprünglichen Folge gestattet. Einem Buch gegenüber kann ich mir minder wichtig Scheinendes übergehen, kann das Ende vor dem Anfang lesen usw., bin also nicht an die vorliegende Folge gebunden, wie es beim Hören der Fall ist. Mit der räumlichen Fixierung treten ganz neue Möglichkeiten der Bewältigung geistiger Inhalte auf, die das bloß gesprochene Wort noch nicht zu bieten vermag. Und doch hat das 'lebendige' Wort auch geistig seine besonderen Werte gegenüber dem 'toten' Buchstaben; sonst könnten wir unsere Universitäten, und nicht weniger unsere Schauspielbühnen, durch Buchhandlungen ersetzen.

Auch gegenüber der Musik wird in dem Gesetz der zeitlichen Folge eine deutliche Grenze erkennbar; denn die Musik kennt im polyphonen Satz eine gleichzeitige Abfolge mehrerer in sich selbständig bedeutsamer und trotz der Gleichzeitigkeit unterscheidbarer Melodien. Man vergleiche damit den widrigen Eindruck, der durch das gleichzeitige Sprechen mehrerer Personen entsteht: aus dem Nebeneinander wird hier ein Durcheinander, wie auch in der Oper das gleich-

Digitized by Google

zeitige Singen verschiedener Texte das Verstehen der Worte ausschließt. In der Prügelszene der „Meistersinger" ist das beabsichtigte Durcheinander der Textworte zu der strengen Einheit des musikalischen Satzes wirkungsvoll in Gegensatz gebracht.

Das Gesetz der zeitlichen Folge teilt die Sprache mit dem ordnenden Denken. Auch im Denken kann sich das Bewußtsein immer nur einem Gegenstand nach dem andern voll zuwenden. In der Anschauung, in der Phantasie ist das anders; hier mögen die Gebilde regellos durcheinanderwogen. Tritt aber das Denken auf den Plan, so ordnet sich das bunte Gewühl zum strengen Zuge. Wir erkennen jetzt, wie wichtig es ist, die Lautsprache im Mittelpunkt unserer Betrachtung zu halten: nur sie ist durch das Gesetz der zeitlichen Folge zum Hilfs- und Ausdrucksmittel, des Denkens wesensmäßig vorherbestimmt.

Soweit die Schrift Darstellung der Sprache ist, muß sie das Gesetz der zeitlichen Folge ins Räumliche übertragen. Jede Schrift muß eine bestimmte Richtung haben, z. B. von links nach rechts, von oben nach unten, spiralförmig usw. Dadurch unterscheidet sich auch die Bilderschrift, soweit sie überhaupt die Sprache und nicht unmittelbar die Geschehnisse selbst darstellt, von der Malerei, deren Gebilde grundsätzlich für ein gleichzeitiges Erfassen geschaffen sind.

Wer spricht, äußert Worte, auch wenn ihm selbst der Begriff des 'Wortes' fehlt und die Abgrenzung der einzelnen Worte ihm selbst nicht zum Bewußtsein kommt. Daß Ungebildete die Worte beim Schreiben falsch absetzen*), kann nicht gegen den wesensnotwendigen Zusammenhang der Begriffe Wort und Sprache angeführt werden. Wer spricht, der äußert eben Worte, wenn er auch nicht in einzelnen Worten spricht. Ob er die Worte, die er gesprochen hat, in der Reflexion zu sondern vermag, ist gleichgültig. Gegeben ist dem einzeln Sprechenden ja immer nur ein Bestand von Worten und von Möglichkeiten ihrer Verbindung, nicht

*) Bréal, Essai de sémantique, p. 187.

Digitized by Google

ein Bestand fertiger Sätze. Wer einen Satz spricht — und nicht bloß n a c h spricht —, der fügt Worte mittels der Satzform zusammen. Wie sich dieser Vorgang im Einzelbewußtsein vollzieht, braucht hier nicht untersucht zu werden. Die oft gehörte Behauptung 'wir sprechen in Sätzen und nicht in Worten', ist in ihrer ersten Hälfte gewiß richtig; in ihrer zweiten aber nur insofern, als das 'Wort' nicht notwendig eine Sprecheinheit darstellt. Sprecheinheit ist das Wort nur als Wortsatz oder als Sprechtakt im mehrwortigen Satz. Ein Satz aber, der nicht Worte oder wenigstens ein Wort enthielte, ist undenkbar. Auch die scheinbar nur e i n Wort bildenden Satzgefüge gewisser Indianersprachen können nicht als Gegenbeweis angeführt werden. Wie immer man den Einwortsatz "*Sucht uns den Kahn*"*) auffassen mag, er ist nicht denkbar, wenn die Sprache nicht über eine Bezeichnung für den Kahn und einen Ausdruck für die Tätigkeit des Suchens verfügt. Beide müssen notwendig in diesem Zusammenhang enthalten sein, wenn auch in der Zusammenfügung das Einzelwort von der Satzform gleichsam erdrückt wird.

Hier deutet sich nun allerdings bereits eine Spaltung im Begriff des Wortes an, die mit der Bedeutungsfrage in enger Beziehung steht. Der Satz «*das geht dich nichts an*» besteht zweifellos aus fünf W o r t e n, aber andrerseits enthält er doch nur vier W ö r t e r, nämlich zwei Fürwörter, eine Verneinung und das Zeitwort *angehen*. Unsere Sprache deutet hier durch die Zweiheit der Mehrzahlformen *Worte* und *Wörter* einen Gesichtspunkt der Unterscheidung an, dem in der antiken Rhetorik das Begriffspaar *inventio* und *collocatio verborum* entsprang. Das *invenire* bezieht sich hier auf die Wörter oder Vokabeln, auf die abstrakten Bedeutungseinheiten, auf die einzelnen Bestandteile des Sprachguts (des 'Inventars' der Sprache); das *collocare* auf ihre Anordnung zu einem Zusammenhang von Worten. Im ersteren Sinne

*) Levy Brühl-Jerusalem, Das Denken der Naturvölker, S. 142.

Digitized by Google

ist *geht* überhaupt kein Wort, sondern nur eine Wortform, die aus einem Zusammenhang losgerissen ist; das 'Wort' als solches heißt *gehen*, bezw. *angehen*, die in der Endung ausgedrückte Beziehung auf ein Subjekt hat mit der Bedeutung des Wortes nichts zu schaffen, und ebenso wird die Bedeutungseinheit des Zeitwortes *angehen* nicht durch die Zerlegung in zwei Worte, d. h. geschlossene Lauteinheiten, zerstört. Aus einem Zusammenhang von Worten darf man nicht ein einzelnes Wort loslösen wollen; es ist eine relative Einheit nur als Glied dieses Zusammenhanges. Wenn alles Sprechen ein Aeußern von Worten ist, so ist damit gesagt, daß das Gesprochene einen Zusammenhang darstelle; andrerseits werden wir aber immer fragen können, welche 'Wörter' in diesem Zusammenhang enthalten sind.

In allem, was gesprochen wird, müssen Wörter als Träger von Bedeutungen enthalten sein, die sich in der Reflexion aussondern lassen, auch wenn die Sprache keine besondere Nennform des Wortes zur Verfügung hat, um die Bedeutung *in abstracto* darzustellen. Eine solche von Beziehungsandeutungen freie Nennform fehlt z. B. dem Adjektiv der alten Sprachen; es gibt da nichts, was unserem unflektierten *weiß* genau entspräche, denn *τὸ λευκόν* ist nicht das Wort als solches, sondern der Begriff 'das Weiß', und das Maskulinum *λευκός* dient doch nur sehr willkürlicherweise als Vertreter der abstrakten Bedeutung. Vielleicht hängt es mit dieser mangelnden Auslösbarkeit oder genauer: mit dem Umstande, daß die Loslösung das Adjektiv substantiviert, zusammen, daß die antiken Grammatiker dem Eigenwesen des Adjektivs nicht gerecht werden konnten. Diese Lücke der Begriffsbildung ist heute noch nicht ausgefüllt, noch immer wird das Adjektiv unlogischerweise dem Begriff des Nomens untergeordnet, obwohl es doch nicht zum 'Namen' werden kann, ohne zugleich sein Wesen als Adjektivum aufzugeben. Wir werden darauf im letzten Kapitel dieses Teiles noch zurückkommen.

Digitized by Google

Die Aussonderung des einzelnen Wortes als Bedeutungseinheit vollzieht sich keineswegs etwa nur im grammatischen Denken, dem ja die Mehrzahlform *Wörter* vorwiegend angehört. Stellen wir uns vor, daß ein Redner im Parlament von *verbrecherischen Plänen der Regierung* spricht und vom Präsidenten mit den Worten unterbrochen wird: «*Ich rufe Sie wegen des Ausdrucks 'verbrecherisch' zur Ordnung*» — so haben wir hier in der grammatisch unbefangenen Rede dieselbe abstrahierende Herauslösung des Einzelwortes, dessen reiner Bedeutungsgehalt in der asyntaktischen Nennform zutage tritt. Diese Herauslösung ist auch sonst im alltäglichen Leben gäng und gäbe. Wer sich durch ein 'Wort' getroffen, verletzt, geschmeichelt fühlt, der meint eben gerade dieses einzelne Wort in seiner auch außerhalb des Zusammenhangs der Rede gültigen Bedeutung.

Das Wort im Satz, auch das mit Satzgeltung gesprochene Einzelwort, ist mehr als bloßer Bedeutungsträger. Wenn ich z. B. beim Anhören schlechter Musik ein «*scheußlich!*» oder «*greulich!*» ausrufe, so tritt zu dem Bedeutungsgehalt des Wortes die sprachlich nicht ausgedrückte Beziehung auf den Gegenstand als weitere Konstituente der Aeußerung hinzu. Ohne die Möglichkeit einer solchen Beziehung ist eine einwortige Aeußerung nicht denkbar; stelle ich mir den Ruf «*greulich!*» *in abstracto* vor, so fordert er eine Ergänzung in dieser Richtung durch die Phantasie.

Für die nachfolgende Untersuchung über das Wesen der Wortbedeutung soll ein engeres Feld der Untersuchung abgesteckt werden, indem wir diese auf die Bedeutung beschränken, die die Worte 'an sich' haben, als Wörter, als Bestandteile des Sprachgutes. Ganz wird sich allerdings der Grundsatz nicht durchführen lassen, da gewisse Bedeutungsleistungen z. B. des Verbums sich erst in der *collocatio* voll entfalten. Doch wird auch in solchen Fällen die *collocatio* nur der Veranschaulichung dienen, nicht Gegenstand eigener Untersuchung sein.

Digitized by Google

Wir fassen unsere bisherigen Erörterungen über das Verhältnis des Sprechens und des Wortes zur Sprache nochmals zusammen, indem wir einige Leitsätze aufstellen und in gegenseitige Beziehung bringen. Wer überhaupt Sprache hat, der hat notwendig eine bestimmte Sprache; wer überhaupt spricht, der spricht daher notwendig eine bestimmte Sprache. Wer spricht, äußert Worte, d. h. er bedient sich lautlicher Gebilde, die für die Sprachgenossen eine bestimmte Bedeutung haben, deren Kenntnis das Verstehen des Gesprochenen ermöglicht; wer überhaupt spricht, der äußert Worte einer bestimmten Sprache, oder mischt Worte verschiedener, im Einzelnen aber bestimmter Sprachen.

Wir gebrauchen allerdings den Ausdruck Sprechen unter Umständen auch vom Artikulieren sinnloser Lautfolgen, wir reden z. B. von *Sprechübungen*, bei denen etwa ein Laut immer wiederholt wird, oder vom *Aussprechen* einer magischen Formel. Hier bleibt nun zunächst die Beziehung auf die Einzelsprache insofern gewahrt, als es einen wesentlichen Unterschied macht, ob ich mich z. B. im Aussprechen deutscher oder englischer oder französischer Laute übe. Auch die magische Formel baut sich aus Lauten einer Sprache auf, oder mischt Laute mehrerer Sprachen durcheinander. Worte sind dies allerdings nicht, aber das bloße Aussprechen *(prononcer)* von Lauten ist eben auch noch kein Sprechen *(parler)* im strengen Sinne des einfachen Wortes: die Zusammensetzung berührt hier den Kern der Bedeutung. Wo im Bereiche magischen Denkens bestimmte Laute eine bestimmte magische Bedeutung haben, da nähern sie sich bereits wieder Worten, wenn sie auch vom Hörer, und sogar vom Sprechenden selbst, nicht verstanden werden: die Wirkung, die man von ihnen erwartet, ist hier die dem Verstehen analoge Reaktion von Seiten des bezauberten Gegenstandes oder des beschworenen Dämons. Es liegt hier einer jener Grenzbereiche vor, in denen wesentliche Züge der Sprache weniger scharf ausgeprägt sind oder, wie man vielleicht sagen darf,

Digitized by Google

noch nicht scharf ausgeprägt sind; handelt es sich doch wohl um eine Vorstufe der menschlichen Rede, die hin und wieder in diese selbst hineinreicht.

Doch tritt hier die Einseitigkeit zutage, die dem Begriff des Sprechens im Vergleich zu dem der Sprache innewohnt: nämlich die Einstellung auf das Sinnliche, das Sichtbare und Hörbare, auf die Sprechbewegungen und Sprachlaute, eine Einstellung, die notwendig ein Absehen von jener für den Begriff der Sprache doch gleich wesentlichen g e i s t i g e n Seite der Sprache mit sich bringt, die immer dann in den Vordergrund gerückt wird, wenn wir das Hauptwort *Rede* und das Zeitwort *reden* verwenden.

Digitized by Google

4. Kapitel.

Sprechen und Reden, Sprache und Rede.

Von den beiden Ausdrücken Sprechen und Reden ist Reden der begrifflich engere. Das Kind *spricht* schon mit zwei Jahren, aber es *redet* noch nicht; der Papagei *spricht*, aber er *redet* nicht; Sprechübungen sind noch keine Redeübungen, wohl aber sind Redeübungen zugleich Sprechübungen. Es ist augenfällig, daß der Begriff des Redens und der Rede auf einen Zusammenhang weist, und daß er zugleich die geistige Seite des Sprechens in den Vordergrund rückt. Die Rede ist ein sprachlicher Zusammenhang, in dem sich ein geistiger Inhalt, ein Gedanke, darstellt. Weist der Begriff der Sprache auf das Wort als seine notwendige Ergänzung hin, so der Begriff der Rede auf den des Satzes als des Ausdrucks eines gedanklichen Zusammenhanges. Im Begriff des Sprechens stehen dagegen augenscheinlich, wie wir sahen, die anschaulichen, sichtbaren und hörbaren Momente im Vordergrund.

Dies entspricht der etymologischen Herkunft. Für das starke und also primäre Zeitwort *sprechen* ist jedenfalls soviel sicher, daß von einer schallnachahmenden Wurzel auszugehen ist; *Rede* ist dagegen frühe Entlehnung aus lat. *ratio*, (nach Kluge) "unter Mitwirkung einer ähnlich lautenden und bedeutungsverwandten germanischen Wurzel". Die Wurzel von *sprechen* ist, ihrer Herkunft entsprechend, wesentlich verbal, während in der zweiten Gruppe das Hauptwort die Führung hat, von dem das schwache Zeitwort erst abgeleitet ist. Daher dort die Einstellung auf die Tätigkeit, hier auf den objektiven Gehalt.

Aber gleichwohl ist es doch nicht so, daß sich Sprechen und Reden etwa wie Leib und Seele gegenüberstünden.

Digitized by Google

Wir gebrauchen das Wort *sprechen* auch da, wo es sehr auf die seelische Seite ankommt, und wo der Ausdruck *reden* geradezu unpassend wäre. Ich mache zunächst auf den übertragenen Gebrauch aufmerksam: '*sprechender Blick*' weist auf Ausdruck des Seelischen, das '*redende Wappen*' dagegen auf nüchtern verstandesmäßige Auslegung. Sodann: wenn wir etwa den Inhalt eines Gedichtes angeben, so werden wir nicht sagen «*der Dichter redet vom Frühling*» (das würde heißen: er redet nur davon, ohne ihn uns wirklich vor Augen zu stellen), sondern nur: «*er spricht von dem oder jenem Gegenstand*»; wir werden auch ein Gedicht nicht als eine Rede bezeichnen. Und weiter: man kann im Gebet *zu Gott sprechen*, aber nicht *mit Gott reden*. So finden wir den Ausdruck *reden* überall da unangebracht, wo die Seele spricht; d. h. überall da, wo das Aeußerungshafte der Sprache im Vordergrund steht, und nur dort passend, wo es sich um die Einkleidung von Gedanken in Worte, also um die rationale Seite der Sprache handelt. Sprechen und Reden stehen sich gegenüber nicht wie Leib und Seele, sondern wie Seele und Geist. Mit dem Worte *Seele* weisen wir gleichzeitig in das Gebiet des Leiblichen, der beseelten Körperlichkeit, mit dem Worte *Geist* in das Reich objektiver, ichfremder Gültigkeit. Objektiv und subjektiv, rational und irrational sind Gegensatzpaare, die die Einlagerung der im Gebrauch der Worte *reden* und *sprechen* sich andeutenden Gegensätzlichkeit in die Gesamtstruktur des Bewußtseins wenigstens andeutungsweise erkennbar werden lassen.

Auch das Verhältnis zum Hörenden ist ein verschiedenes beim 'Sprechen' und beim 'Reden'. Wenn ich jemand den Rat gebe «*sprich einmal mit dem oder jenem*», so will ich ihm sagen, es werde vielleicht bei mündlicher 'Aussprache', bei einem unmittelbaren Aufeinanderwirken der Persönlichkeiten, sich etwas erreichen lassen; das Verhältnis des Wirkens deutet sich auch in dem transitiven Gebrauch des Wortes an (*«ich habe ihn gesprochen»*). Wenn ich dagegen sage «*ich*

Digitized by Google

will einmal mit ihm reden», so denke ich dabei an das Geltendmachen nüchterner Vernunftgründe, denen sich der andere nicht entziehen kann. Im ersten Fall soll also im Zusammensein von Mensch zu Mensch eine seelische Auswirkung stattfinden, im zweiten eine verstandesmäßige Bezugnahme auf etwas als objektiv gültig Anerkanntes. Dort kommt es in erster Linie darauf an, wie sich die Persönlichkeit im Sprechen gibt, hier, was für Gründe sie ins Feld führt, um den andern zu 'überreden'.

Die Scheidung zwischen 'Sprechen' und 'Reden' führt uns noch auf einen andern, wichtigen Punkt. Wir bemerkten zu Anfang, daß die Frage nach dem Ursprung der Sprache nicht den eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchungen bilden, wohl aber die Fragestellung als solche uns beschäftigen solle. Es fällt nun auf, wie viel klarer das Problem mit einem Male hervortritt, wenn wir statt: Ursprung der Sprache etwa: Anfänge der Rede sagen. Der Ursprung der Sprache verliert sich in ein Dunkel, das weder mit empirischen noch mit spekulativen Mitteln zu lichten ist. In gewissem allerdings sehr problematischem Sinn hat ja auch das Tier 'Sprache', und jedenfalls erlaubt jede Fassung des Begriffs, die die Beziehung auf die menschliche Rede, auf die geistige Seite der Sprache beiseite läßt, den Begriff Sprache auf jede willkürliche Verwendung irgend welcher Ausdrucksmittel auszudehnen. Es ist nur folgerichtig, wenn z. B. A. Noreen mangels Möglichkeit einer festen begrifflichen Abgrenzung schließlich auch das Tragen eines Eheringes oder das Anziehen eines Fracks bei festlichem Anlaß dem Begriff der Sprache subsumiert. Fragen wir dagegen nach dem Ursprung, oder besser nach den Anfängen der menschlichen R e d e, so erscheint uns mit einem Schlag das Ganze wesentlich nähergerückt. Wir erkennen, daß der entscheidende Schritt in dem Augenblick geschah, wo die Sprache zur Rede wurde, wo sie fähig ward, sich von der Subjektivität des Sprechenden loszulösen und übersubjektive Inhalte in sich

Digitized by Google

aufzunehmen. Die Form der Rede ist der Satz, und zwar der mehrgliedrige Vollsatz, dessen Entstehung nur so gedacht werden kann, daß ursprünglich selbständige Elemente, Wortsätze also, zu Gliedern eines umfassenderen Ganzen herabsanken. Damit erst schieden sich die Funktionen von Wort und Satz; damit war der Anfang der Rede gegeben. Dieser Vorgang aber, das Zusammenwachsen von Wortsätzen zum aus Worten aufgebauten Satz, vollzieht sich, da Wortsätze ja nie ganz aus dem Gebrauch verschwinden, in den verschiedensten Epochen vor unseren Augen. Wir können jenen entscheidenden Punkt immer wieder im Geiste durchlaufen, und damit tritt das ganze Problem des Sprachursprungs aus dem Bereich der Spekulation ins helle Licht der Erfahrung.

Digitized by Google

Das Wesen der Wortbedeutung.

5. Kapitel.

Bedeutung als geschichtliche Tatsache. Das Wort als Träger der Bedeutung. Das Verstehen. Bedeuten, Bezeichnen, Ausdrücken.

Von allen bisher erörterten Begriffen ist der der Bedeutung wohl derjenige, der dem Wesenskern der Sprache zunächststeht. Ihm soll die folgende Untersuchung gewidmet sein.

Daß eine bestimmte Folge von Lauten in einer bestimmten Sprache eine bestimmte Bedeutung hat, ist in keiner Weise in der Natur des Lautes als solchen begründet. Daß eine Lautgruppe als Wort gilt, ist eine einfache geschichtliche Tatsache, die durchaus jenseits der "Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung" liegt. Geschichtliche Tatsache jedoch nicht im Sinne eines einmaligen Geschehnisses, sondern im Sinne eines wenngleich zeitlich beschränkten Soseins oder Sichsoverhaltens.

Zum Wesen aller sprachlichen Geltung — und aller Geltung überhaupt — gehört die Dauer. Eine Sprache, die für jedes Ding jedesmal erst einen Namen, für jeden Vorgang jedesmal erst einen Ausdruck neu prägen müßte, wäre keine Sprache mehr. Ohne einen festen, dem Sprechenden als Erbe der Vergangenheit fertig vorliegenden Bestand von Ausdrucksmitteln ist keine Verständigung und also auch keine Sprache denkbar.

Und doch ist die Sprache, wie wir wissen, in ständiger Umgestaltung begriffen. Neue Worte werden geprägt, alte

Digitized by Google

wechseln ihre Bedeutung oder scheiden aus dem Gebrauch aus. Spricht dies gegen die wesensmäßige Beziehung von Geltung und Dauer? Keineswegs. Das Maß aller sprachlichen Veränderung ist dadurch gegeben, daß die Verständigungsmöglichkeit erhalten bleiben muß; andernfalls entsteht eine neue Sprache. Wie ein Volk nicht untergeht oder zu einem andern wird, weil täglich einige seiner Angehörigen sterben und andere geboren werden, so bleibt auch die Sprache bei allem Wandel dieselbe, solange die Kontinuität der Entwicklung gewahrt bleibt. Dabei ist zu bedenken, daß der Bereich des Verständlichen immer größer ist als der des sprachlich 'Richtigen', d. h. eben unbestritten Gültigen. Gelegentliche im Rahmen des Verständlichen liegende Abweichungen von der Sprachnorm werden, wenn sie einem neuen Ausdrucksbedürfnis entgegenkommen, allmählich zu Sprachgewohnheiten, 'okkasionelle' Neuerungen werden 'habituell' verallgemeinert. Meist wird es sich dabei um einen Austausch zwischen verschiedenen Schichten der Sprache handeln, indem etwa mundartliche Wendungen, Ausdrücke der Berufssprachen, Fachwörter usw. in der Schriftsprache festen Fuß fassen oder umgekehrt hochsprachliches Gut in die Mundart eindringt. Auch von Randgebieten des sprachlichen Ausdrucks her können Neuerungen in die Sprache eindringen, wenn etwa Bildungen schallnachahmender oder lautmetaphorischer Art im Bereich des verbalen Ausdrucks immer neu geprägt werden. Überdies hat alle sprachliche Geltung — gleich der Lautgebung — einen gewissen Spielraum, innerhalb dessen sich die Ausdrucksweise des Einzelnen frei bewegen kann. Erhält diese Bewegung bei mehreren Sprachgenossen eine gemeinsame Richtung, so ist damit die Möglichkeit einer Verlagerung des Spielraums-Mittelpunktes und damit einer einseitigen Erweiterung des Spielraums selbst, mithin einer Aenderung der Norm gegeben.*) Wie diese Vorgänge im

*) Ich darf hier auf meinen Aufsatz 'Der Begriff des Gesetzes in der Sprachwissenschaft' (Neue Jahrbücher 1920 I S. 189) verweisen, insb. auf S. 197 f. Die Fragestellung selbst scheint mir freilich heute verfehlt.

Digitized by Google

Einzelnen sich vollziehen, soll hier nicht untersucht werden; auch das eigentümliche Wesen jenes spezifisch sprachlichen Wertbegriffs des 'Richtigen' soll hier nicht erörtert werden. Wohl aber ist für uns die Feststellung wesentlich, daß um den festen Bestand der Sprache herum gleichsam noch ein Hof von verständlichen Ausdrucksmöglichkeiten gelagert ist, die zwar nicht zum eigentlichen Bestand der Sprache zählen, aber doch allmählich in ihn eindringen können.

Stetigkeit und Veränderlichkeit sind aber keineswegs in gleicher Weise für die Sprache wesentlich. Wir könnten uns eine Sprache recht wohl denken, die Jahrzehnte oder selbst Jahrhunderte lang ohne Veränderung bliebe. Tatsächlich ist es ja für alle Veränderungen des Sprachgebrauchs, wenigstens unter heutigen Verhältnissen, bezeichnend, daß sie sich fast unmerklich vollziehen, daß die Kurve der Entwicklung dem ungeschärften Blick als Gerade erscheint und es geradezu unmöglich wäre anzugeben, welche Veränderungen die Sprache etwa seit Beginn des laufenden Jahres erlitten hat. Wenn nun auch das Zeitmaß der Entwicklung nicht in allen Kulturepochen gleich langsam ist, so wäre doch selbst ein völliger Stillstand keineswegs unvereinbar mit dem Wesen der Sprache, so wenig wie mit dem Wesen des Geistes. Ein ständiges Neu-Werden der Sprache dagegen wäre mit ihrem Wesen als Verständigungsmittel unvereinbar. In wie enger Beziehung die Konstanz der sprachlichen Ausdrucksmittel, die sprachliche Tradition zu dem überpersönlichen, sozialen Charakter der Sprache steht, braucht nicht erörtert zu werden. Die Sprache ist ihrem Wesen nach, gleich der Sitte, konservativ, und gerade die kühnsten Sprachneuerungsversuche beweisen nur, wie eng auch der Neuerer an das Gesetz der Sprache gebunden ist.

Träger der sprachlichen Bedeutung ist in erster Linie das W o r t. Der Satz gehört nicht als solcher dem Bestand der Sprache an, sondern baut sich aus Worten auf. Damit ist, wie schon oben angedeutet, keineswegs gesagt, daß der

Digitized by Google

Sprechende den Satz aus einzelnen Worten zusammenfüge. Wohl aber, daß ich die Bedeutung des Satzes nicht verstehen kann, ohne den Sinn der darin enthaltenen Worte zu kennen. Wenn jemand weiß, daß 'wie geht es Ihnen?' auf englisch '*how do you do?*' heißt, oder wenn der Ministrant weiß, daß '*et cum spiritu tuo*' 'und mit deinem Geiste' bedeutet, so versteht er doch darum den Satz noch nicht. Verstehen einer Sprache setzt Kenntnis der Wortbedeutungen voraus — wenn auch für praktische Zwecke der Verständigung, für immer wiederkehrende Fragen, Bitten, Antworten, das verständnislose Nachsprechen ganzer Sätze oder Wendungen ausreichen mag. Und natürlich genügt die Kenntnis der Wortbedeutungen auch noch nicht immer, um einen Satz zu verstehen. Wohl aber ist sie die Voraussetzung zum Verständnis des Satzes.

Eine Sprache ohne einen festen Bestand von Worten ist undenkbar. Ein fester Bestand von Satzformen und sonstigen Fügeweisen ist jedenfalls nicht in ganz gleichem Sinn wesentlich, da man sich eine Sprache ohne feste syntaktische Gestaltung immerhin recht wohl vorstellen könnte; die asyntaktische, gleichsam zyklopische Fügung der Worte zum Satz tritt ja auch in der entwickelten Sprache hin und wieder auf. Jedenfalls aber gehört ein fester Bestand fertiger Sätze keineswegs zum Wesen der Sprache, wenn solche auch als stehende Wendungen, sprichwörtliche Redensarten usw. wohl nirgends fehlen und vielleicht gerade in frühen Sprachstufen einen noch breiteren Raum einnehmen. Eine Sprache aber, die überhaupt nur aus einem Bestand von Sätzen bestünde — nach Art gewisser Reise-Sprachführer — würde zu wesentlichen Leistungen der Sprache unfähig sein, weil man darin ja nur immer wieder das Gleiche sagen könnte. Das Wort, das der Sprechende dem überlieferten Bestande der Sprache, dem 'Wortschatz' entnimmt, ist seinem Wesen nach alt, der Satz, in den er sein gegenwärtiges seelisches Erleben kleidet, seinem Wesen nach neu; er kann wieder-

Digitized by Google

holt werden, aber er ist nicht an sich auf Wiederholung angelegt. Lehrsätze, Rechtssätze, Gebete und dergleichen, die immer wieder ausgesprochen werden, gehören nicht so sehr zum Bestande der Sprache, als zu dem der Wissenschaft, des Rechts, des Kultus. Der Sprechende bildet Sätze, aber er bildet nicht notwendig neue Worte. Der Satz ist eine Form der sprachlichen Aeußerung — das Wort ein Bestandteil des Sprachgutes. Beide Begriffe gehören ontologisch durchaus verschiedenen Ebenen an: das Wort der Ebene sprachlicher Geltung, der Satz der Ebene des wirklichen sprachlichen Verkehrs.

Daher kann denn auch der Ausdruck *Bedeutung* nicht in gleichem Sinne von Worten und Sätzen gebraucht werden. Wir sagen allerdings in flüchtiger Redeweise «*how do you do* bedeutet (besser: heißt) *wie geht es Ihnen*», da ist die ganze Phrase dann gleichsam als ein Wort gewertet. Wo wir aber sonst von der Bedeutung eines Satzes reden, meinen wir etwas, was mit dem sprachlichen Sinn des Satzes nur mittelbar zu tun hat; wir denken dabei entweder an den symbolischen Gehalt etwa eines Dichter'wortes', oder aber an die logische Tragweite eines wissenschaftlichen Satzes. Was wir an einem Satz verstehen, auch ohne seine tiefere 'Bedeutung' zu erfassen, das ist der einfache sprachliche 'Sinn', der sich auf Grund der Wortbedeutungen und der Weise ihrer Zusammenfügung ergibt. So sollen denn im Folgenden die Begriffspaare 'Wort' und 'Bedeutung', 'Satz' und 'Sinn' koordiniert bleiben.

Die Bedeutung der Worte ist eine rein sprachliche Tatsächlichkeit, und zwar, wie wir sahen, die für die Möglichkeit sprachlichen Ausdrucks grundlegende Tatsächlichkeit. Der 'Sinn' des Satzes aber weist auf Zusammenhänge, in denen der Satz Sinn hat, und weist damit über das rein sprachlich Gegebene irgendwie hinaus. So erscheint es gerechtfertigt, wenn wir uns zuerst der Bedeutung des Wortes als dem uns zunächstliegenden Problem zuwenden und die

Digitized by Google

Frage nach dem Wesen des Satzes späterer Betrachtung vorbehalten.

Mit dem Begriff der Bedeutung steht der des Verstehens in naher Beziehung, und die Erörterung seiner Gebrauchsweise erscheint als geeignete Hinführung zum eigentlichen Bedeutungsproblem.

Im allerweitesten Sinn meint Verstehen das richtige Erfassen des lautlichen Bestandes *(percipere)*. In diesem, und nur in diesem Sinne kann man sagen *«er hat sich mir vorgestellt, aber ich habe seinen Namen nicht verstanden»* und ebenso bei einem Diktat *«das letzte Wort habe ich nicht verstanden»*. Das heißt, ich habe wohl einen unbestimmten Gehörseindruck gehabt, aber keine Sprachlaute herauszuhören vermocht. Im übrigen aber ist an einem Namen nichts zu 'verstehen', und auch mit Beziehung auf das einzelne richtig vernommene Wort werde ich wohl eher sagen *«ich kenne das Wort nicht»* als *«ich verstehe das Wort nicht»*. Dieses Nichtkennen läßt sich nun wieder auf den Namen durchaus nicht in gleichem Sinne übertragen. Ich kann wohl sagen *«diesen Namen habe ich noch nicht gehört»*, wenn der Name in seinem lautlichen Bestand mir neu ist; auch wohl mit leichter Verschiebung *«der Name ist mir ganz unbekannt»*, wenn ich sagen will, daß ich keinen Träger dieses Namens kenne; niemals aber kann ich den Ausdruck *kennen* in dem spezifisch bedeutungsmäßigen Sinn auf den Namen übertragen, wie ich ihn etwa mit Bezug auf Worte einer Fremdsprache oder entlegenere Worte der eigenen Sprache gebrauche. Einen Namen nicht kennen, heißt: nicht wissen, wer so heißt; ein Wort nicht kennen, heißt: nicht wissen, was das Wort heißt oder bedeutet. Da der Name rein als Name nichts bedeutet, sondern nur seinen Gegenstand bezeichnet — eine fundamentale Unterscheidung von der die ganze folgende Untersuchung auszugehen hat —, kann *einen Namen kennen* auch nichts anderes bedeuten als den bezeichneten Gegenstand kennen, das heißt, wie wir später

Digitized by Google

sehen werden, durch irgend eine Lebensbeziehung sich mit dem Gegenstand verbunden wissen. Einen Namen kann man falsch verstehen, aber nicht miß verstehen, d. h. man kann ihm nicht eine vom Sprechenden nicht gemeinte Bedeutung geben, weil er als Name einer Bedeutung überhaupt nicht fähig ist, wenn er nur überhaupt richtig als Name aufgefaßt wird. Auf Namensgleichheit beruhende Verwechslungen und dadurch hervorgerufene Mißverständnisse — das Menächmenmotiv — gehören nicht hierher, weil der Name selbst nicht mißverstanden, sondern falsch bezogen ist. Aehnlich können Mißverständnisse durch falsche Beziehung eines Hinweises oder falsche Ergänzung des Unausgesprochenen entstehen ('aneinander vorbeireden'); als Beispiel mag etwa die Szene IV, 1 der plautinischen Aulularia genannt sein, wo Lyconides von der Tochter des Euclio spricht, die er verführt hat, und dieser alles auf die ihm gestohlene *aula auri* bezieht.

Auch ein einzelnes Wort oder eine Wortverbindung kann man indes falsch verstehen, wenn man andere Worte hineinhört als die vom Sprechenden gemeinten; darauf beruhen die echten Wortwitze, die eigentlichen Kalauer, bei denen nicht wie beim eigentlichen Wortspiel Bedeutungen vertauscht oder in unerwartete Beziehung gesetzt werden, sondern zufällige Gleichklänge zu lächerlichen Verwechslungen führen (z. B.: '*Kann ich hier Rum kriejen?*' — '*Hier wird nischt rumjekrochen!*'). Es ist aber augenfällig, daß hier schon ein wesentlicher Unterschied gegen das Falschverstehen eines Namens eben darin zutage tritt, daß dem Gesprochenen eine falsche Bedeutung gegeben wird, was beim Falschverstehen eines Namens ja ausgeschlossen ist. Damit ist schon der Uebergang zum Mißverstehen angebahnt.

Halten wir also fest: man kann ein gesprochenes Wort verstehen *(percipere)* oder nicht verstehen (bei undeutlichem Sprechen z. B.); im letzteren Falle bleibt nur eine sinnlose Lautmasse übrig. In diesem Sinne gebrauchen wir das Wort

Digitized by Google

nur mit Bezug auf reale mündliche Ueberlieferung, während wir für Störungen der schriftlichen Uebermittelung kein besonderes Wort haben. Man kann ein lautlich richtig aufgenommenes Wort auch falsch verstehen, d. h. ein anderes gleichlautendes Wort, oder andere gleichlautende Worte verstehen, als der Sprechende verstanden wissen wollte; das wird in der Schrift nur bei Homonymen vorkommen. (Vom Verhören und Verlesen darf in diesem Zusammenhang wohl abgesehen werden.) Ein Wort *in abstracto* dagegen kennt man oder kennt es nicht; verstehen *(intellegere)* kann man nur real Gesprochenes, nur 'Worte', nicht 'Wörter'.

Verstehen oder mißverstehen kann ich dagegen einen 'Ausdruck', d. h. ein Gebilde aus Worten oder eine Wortbildung, ja auch ein einzelnes Wort in einer mir neuen Verwendung. Wenn ich sage: «*diesen Ausdruck verstehe ich nicht*», so meine ich damit nicht, daß ich die Bedeutung des Wortes nicht kenne, sondern daß ich mir nicht darüber klar bin, was das Wort in diesem Zusammenhang besagen soll, was damit gemeint ist. Es ist klar, daß es sich hier immer nur um sogenannte übertragene Bedeutungen oder Redeweisen handelt, und infolgedessen steht hier neben der Möglichkeit des Nichtverstehens *(non intellegere)* die zweite des Mißverstehens *(perverse interpretari)*. Till Eulenspiegel, der *die Aermel an den Rock wirft*, mag dafür als Beispiel dienen und uns zugleich darüber belehren, daß das Mißverstehen, d. h. die naive Deutung auf Grund des bekannten Wortsinnes, eigentlich das Primäre ist gegenüber dem Nichtverstehen, das die Einsicht *(intellegentia)* in die Unsinnigkeit der wörtlichen Bedeutung voraussetzt. Wenn man mit einem Modewort sagt: «*die Sache ist gut aufgezogen*», so wird nur Till Eulenspiegel nach dem Uhrwerk und dem Schlüssel suchen, der Verstandesmensch dagegen wird den Ausdruck entweder richtig verstehen oder nicht verstehen, wenn er nicht weiß, was das Wort *aufziehen* in diesem Zusammenhang 'heißen' oder 'besagen' soll, und die ihm bekannte

Digitized by Google

Bedeutung des Wortes nicht in den Zusammenhang einzufügen weiß.

So erweist sich der Gegensatz *(richtig) verstehen — mißverstehen* als einmal unabhängig von der Kenntnis der Bedeutung (ein Wort, dessen Bedeutung man überhaupt nicht kennt, kann man auch nicht mißverstehen, höchstens seinen Sinn unrichtig erraten) und andererseits bezogen auf den Zusammenhang der Rede. *Verstehen* heißt hier: den Sinn der Rede richtig erfassen, *mißverstehen:* der Rede einen falschen Sinn unterlegen, *nicht verstehen:* außerstande sein, der Rede einen vernünftigen Sinn zu geben.

Beim Verstehen eines ganzen Satzes oder eines geschlossenen Aeußerungszusammenhanges kann es sich zunächst wieder darum handeln, daß ich das Gesprochene in dem vom Sprechenden vermeinten Sinne 'auffasse'. Wenn ich jemanden z. B. zu verstehen gebe, daß seine Anwesenheit mir unerwünscht ist, ohne es ihm gerade heraus ins Gesicht zu sagen, so kommt es darauf an, ob der Hörer diesen Wink versteht oder nicht. Es gilt hier also hinter dem unmittelbaren Sinn des Gesprochenen einen zweiten Sinn ausfindig zu machen. Im Gegensatz zum Eulenspiegelmotiv ist dies aber keine Frage der richtigen oder falschen sprachlichen Deutung, sondern eine Frage des Taktes und der Klugheit. Ein stumpfer Mensch reagiert nicht auf Anspielungen, ein dummer versteht sie überhaupt nicht; "eine lose Rede schläft in dummen Ohren". Hier scheiden sich also sprachliches Verstehen und Verstehen des tieferen Sinnes, der nicht durch ein sprachliches Band mit dem Wortlaut des Gesprochenen verbunden ist.

Auf einer noch höheren Stufe des Verstehens können wir zwei Hauptmöglichkeiten unterscheiden, die sich gleichwohl unter dem einen Ausdruck: *Erfassen des Gedankens* zusammenfinden. Doch ist es ein wesentlicher Unterschied, ob ich eine mathematische Abhandlung 'nicht verstehe' oder ein lyrisches Gedicht. In beiden Fällen ist zunächst voll-

Digitized by Google

kommenes sprachliches Verstehen mit gedanklichem Nichtverstehen durchaus vereinbar. In beiden Fällen vermag ich dem Verfasser nicht zu folgen *(assequi)*. Beim mathematischen Beweis aber ist es der logische Zusammenhang, der dem Nichtverstehenden verschlossen bleibt — also etwas, was grundsätzlich mit der Person des Verfassers nichts zu tun hat. Beim Gedicht aber heißt *den Gedanken verstehen* nichts anderes als den Dichter verstehen, und dieses Verstehen liegt, wie das künstlerische Verstehen überhaupt, sehr nahe an jenem menschlichen Sichverstehen, das auch ohne Worte möglich ist und dem sprachlichen Verkehr das Gepräge heimlichen Einverständnisses gibt. Beim Verstehen des logischen Zusammenhanges treffen sich die Geister, ihres Persönlichen entkleidet, im Reiche übersubjektiver Gültigkeiten, beim Verstehen des Gedichtes dagegen reichen sich die Seelen im Bewußtsein tiefer innerer Einheit die Hände. Dort Gemeinsamkeit des Anteilhabens an einer geistigen Welt — hier seelische Gemeinschaft. Dort heißt verstehen: begreifen, hier: ergriffen werden.

Wir sehen hier zwei Pole auseinandertreten, zwischen denen der sprachliche Verkehr des Alltags sich bewegt. Beide Pole aber sind zugleich Richtmarken, die über das Gebiet der Sprache hinausweisen in andere Sinneswelten: in die Hochwelt des reinen Gedankens, der sich zu seiner Darstellung schließlich eine eigene Zeichensprache schafft, und in die verlorene Frühwelt lebendiger Gemeinschaft, in die Welt schweigenden Sichverstehens.

Wir erörtern nunmehr das gegenseitige Verhältnis der Begriffe: Bedeuten, Bezeichnen, Ausdrücken.

Ueber das Verhältnis der Begriffe Bedeuten und Bezeichnen habe ich mich in meiner Abhandlung 'Vom doppelten Sinn der sprachlichen Formen' (Sitzb. Heidelb. Akad., phil.-hist. 1920, 12) kurz geäußert; ausgehend von der Leistung des Personennamens und des hinweisenden Fürwortes suchte ich zu zeigen, daß beide, obwohl nicht eigentlich in dem Sinne wie das Begriffswort Träger von 'Bedeutungen',

Digitized by Google

doch in verschiedener Weise der 'Bezeichnung' von Gegenständen dienen können.

Die Worte *Bezeichnen* und *Bedeuten* werden vielfach als Wechselbegriffe angesehen. Vom Gegenstand herkommend, frägt man: Wie wird der Gegenstand bezeichnet? Vom Wort herkommend: Was bedeutet das Wort? Doch zeigt eine eindringendere Ueberlegung, daß die eine Frage nicht einfach die logische Umkehrung der andern ist. Das Wort ist Bezeichnung, aber es hat Bedeutung: schon darin deutet sich eine Verschiedenheit der begrifflichen Struktur an. Verfolgen wir diese zunächst an der Hand des Sprachgebrauchs.

Das Zeitwort *bezeichnen* läßt sich mit persönlichen und sächlichen Subjekten verbinden: «*Ich bezeichne das Grab durch einen Stein*» und «*der Stein bezeichnet das Grab*». Im letzteren Falle erscheint das Zeichen gewissermaßen als Vertreter der bezeichnenden Person, als in deren Auftrag handelnd; man kann den bildlichen Ausdruck in der Tat nur da gebrauchen, wo es sich um von Menschenhand angebrachte Zeichen handelt. Dagegen wird *bedeuten* — soweit es überhaupt mit *bezeichnen* in einer Linie liegt — nur mit sächlichen Subjekten verbunden. Das Bezeichnen ist also eine Leistung dessen, der bezeichnet (oder derer, die bezeichnen); die Bedeutung eine Leistung dessen, was Bedeutung hat.

Beide Worte weisen ferner in verschiedenem Sinn über die rein sprachliche Sphäre hinaus.

'Bezeichnen' kann ich einen Gegenstand nicht nur mit sprachlichen Mitteln, sondern auch mit anderen, willkürlich gewählten sichtbaren Zeichen, ja, diese Verwendung ist sogar die ursprünglichere, wie denn das einfache Wort *zeichnen (notare,* nicht *delineare)* durchaus auf diese Verwendung sich beschränkt *(Wäsche, Waren zeichnen).* '*Bedeuten*' dagegen wird, wenn auch mit merklicher Verschiebung des Sinnes, gebraucht in Verbindungen wie: *Perlen bedeuten Tränen, das Morgenrot bedeutet Regen.* Hier handelt es sich um ein innerliches Verbundensein der Erscheinungen, sei es im Sinne abergläubi-

Digitized by Google

scher Symbolik, sei es in dem des natürlichen Zusammenhanges. Wenn die Geltung des Wortes als Bezeichnung auf die Setzung von Zeichen durch Menschen, auf θέσις hinweist, so entspringt die Bedeutungsfunktion dem inneren Wesen des Wortes, sie ist die eigentliche *vis verbi*.

Ferner wird *bedeuten* auch von ganzen Sätzen, z. B. methaphorischen Redewendungen gebraucht, wo der Ausdruck *bezeichnen* unstatthaft wäre. Bezeichnen kann man immer nur gegenständlich Faßbares, nicht aber Sachverhalte. Umgekehrt läßt sich das Zeitwort *bedeuten* gerade in seiner sprachlichen Verwendungsweise nur mit Wörtern, nicht mit Gegenständen als Objekten verbinden; wir sagen «*panis* bedeutet '*Brot*'» nicht aber «*panis* bedeutet das Brot». Ohne Anstand dagegen sagen wir, daß das Wort seinen Gegenstand bezeichne.

Wenn wir oben sagten, das Bezeichnen sei eine Leistung des oder der bezeichnenden Menschen, das Bedeuten dagegen eine Leistung des Trägers der Bedeutung, so können wir diese Unterscheidung nunmehr in anderer Richtung ergänzen: das Bezeichnen weist nach der Seite des Gegenstandes, das Bedeuten nach der Seite des Sinnes. Die Beziehung des Wortes auf den Gegenstand ist immer eine äußere und mehr oder minder zufällige (Hebbel sagt in diesem Sinne einmal "Alle Taufen der Sprache sind Nottaufen"); der Bedeutungsgehalt des Wortes dagegen, der Sinn, ist sein innerstes Wesen. Bedeutung ist das, was man bei dem Worte denkt — nicht der durch das Wort bezeichnete Gegenstand, an den man denkt. Indem die Bedeutung nach der Seite des Sinnes weist, richtet sie sich zugleich auf den Zusammenhang des Denkens, in dem die Bedeutung verankert ist. Bedeutung ist also nicht einfach gleichzusetzen mit gegenständlicher Beziehung des Zeichens auf das Bezeichnete. Wohl aber bestimmt die Bedeutung des Wortes den Kreis der Gegenstände, zu deren Bezeichnung es dienen kann.

Digitized by Google

Das heute bis zur Erschlaffung ausgeweitete Kautschukwort Ausdruck ist eine junge Rückbildung aus dem Zeitwort *ausdrücken.* Dieses selbst hat seine übertragene Bedeutung unter dem Einfluß des Lateinischen und Französischen erlangt. Die bildhafte Kraft des Wortes entspringt also nicht dem Boden unserer eigenen Sprache, und diese Wurzellosigkeit bedingt wieder die Blässe des Bildes selbst und die mangelnde Festigkeit seiner Züge, die in dem noch abstrakteren Substantivum sich fast völlig verwischt haben. Was hat ein Fach-'Ausdruck' der Mathematik oder Physik noch mit dem 'ausdrucks'vollen Mienenspiel eines Bühnenkünstlers gemein? Halten wir uns daher zunächst an das Zeitwort *ausdrücken.*

Wir gebrauchen es in den verschiedensten Verbindungen. Jemand *drückt sein Beileid aus,* wobei seine Mienen *Schmerz ausdrücken,* oder auch: wobei *sich in seinen Mienen tiefster Schmerz ausdrückt.* Die letztere Wendung ist die einzige, die sich vom Deutschen aus völlig durchfühlen läßt: der Schmerz, als innere Bewegung gefaßt, prägt von innen heraus die Gesichtszüge zum Bild des Schmerzes. Die der Verbindung *'seine Miene drückt Schmerz aus'* zugrundeliegende Verschiebung entspricht geläufigem lateinischen Sprachgebrauch. Endlich der Sprechende selbst bedient sich der Sprache gleichsam als eines bildsamen Stoffes, den er zur Darstellung irgend eines Erlebnisses gestaltet; schon hier bezieht der Sprachgebrauch das 'Ausdrücken' des Beileids auf die Beileidsworte. Und durchaus auf das sprachliche Gebiet beschränkt ist die Wendung *sich ausdrücken* in Verbindungen wie *sich gut, gewandt, unrichtig, bezeichnend ausdrücken,* in denen das Wörtchen *sich* den auszudrückenden Bewußtseinsinhalt mit der Person als dem Träger des Bewußtseins gleichsetzt.

Zum Teil läßt sich in diesen Verbindungen *ausdrücken* durch das einfache *äußern* ersetzen: jemand *äußert sein Beileid,* in seinen Mienen *äußert sich Schmerz.* Diesen Wendungen

Digitized by Google

fehlt das gleichsam plastische Moment des Zeitworts *ausdrücken:* die Vorstellung des Gestaltgebens. Darum sagen wir auch *sich lobend, anerkennend usw. äußern,* wo es nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt der Aeußerung ankommt, und gebrauchen *äußern* mit *sagen, sich äußern* mit *sprechen* synonym. Bei *sich äußern* schwebt der Gegensatz vor: *sich nicht äußern,* also seine Gedanken für sich behalten. Jemand will sich nicht über etwas äußern, sagen wir, aber: jemand kann sich nicht ausdrücken; d. h. er kann seinen Aeußerungen nicht die Gestalt geben, durch die sie das von ihm Vermeinte im Hörer lebendig werden zu lassen vermöchten. So tritt zu dem schon im Aeußern enthaltenen Merkmal des Nachaußenwendens innerer Erlebnisse im Ausdrücken das Gestaltgeben hinzu. Ausdruck ist demnach zunächst: gestaltete Aeußerung, oder besser: Aeußerung im Hinblick auf ihre Gestaltung betrachtet, Aeußerung als gestaltete.

Ausdruck ist Aeußerung, insofern alles Ausdrücken ein Aeußern ist, ein Nachaußenwenden von etwas Innerem, ein Sicht- oder Hörbarmachen von etwas Nichtsichtbarem oder Nichthörbarem. Hier erweist sich das Ausdrücken als äußerster Gegensatz des Bezeichnens; denn ausdrücken, d. h. eben äußern, läßt sich nur Inneres, bezeichnen aber im ursprünglichen Sinn des Wortes nur Sichtbares. Das Bezeichnen ist ein Verhältnis zwischen äußeren Wirklichkeiten, das Ausdrücken das Verhältnis zwischen äußerer Erscheinung und innerem Erleben. Das Wort *Ausdruck* führt so auf den Bereich des Seelischen als die Welt des Auszudrückenden, wie das Wort *Bezeichnung* in das Reich der Dinge weist, die bezeichnet werden. Ein Mensch, ein Tier, ein Ding, ein Gegenstand überhaupt kann nicht ausgedrückt werden — er kann höchstens selbst Ausdruck haben —, wohl aber mein Eindruck von dem Gegenstand, das, was der Gegenstand mir, als Erlebendem, bedeutet.

Ausdruck ist: Aeußerung im Hinblick auf ihre Gestaltung betrachtet, Aeußerung als gestaltete, oder aber auch:

Digitized by Google

Gestaltetes, sofern sich in ihm etwas äußert. Ein ausdrucksloses Gesicht hat Gestalt, aber es äußert sich nichts in ihm. Ein ungehemmt ausbrechender Schrei des Schmerzes oder des Schreckens ist Aeußerung, aber nicht eigentlich Ausdruck: es fehlt ihm die Gestaltung.

Erweisen sich somit die Momente 'Aeußerung' und 'Gestaltung' als dem Begriff des Ausdrucks wesentlich, so bedarf es doch im Hinblick auf die Verworrenheit des Sprachgebrauchs noch einer Klärung hinsichtlich der besonderen, mit der Substantivform gegebenen Möglichkeiten der Bedeutungsabschattung.

Das Wort Ausdruck bedeutet, der Vieldeutigkeit solcher Wortbildungen entsprechend:

1) das Sichausdrücken selbst, die 'Ausdrückung', das Gestalten der Aeußerung. In diesem Sinne redet man von den Mitteln des Ausdrucks, vom Ringen mit dem Ausdruck, vom Ausdruckgeben.

2) Das Gestaltetsein durch Seelisches, also: die Beseeltheit einer Erscheinung; in diesem Sinne sprechen wir von *ausdrucksvollen* oder *ausdruckslosen Gesichtszügen, ausdrucksvollem Mienenspiel, ausdrucksvollem Spiel eines Musikers (espressivo).* Hier besteht also der Gegensatz Ausdruck: Ausdruckslosigkeit und entsprechend die Möglichkeit quantitativer Bestimmung: viel, wenig Ausdruck.

3) die besondere gestaltungsmäßige Bestimmtheit der Erscheinung durch das, was sich in ihr äußert, die (qualitativ bestimmbare) Physiognomie einer Erscheinung. In diesem Sinne sagen wir: *sein Gesicht hat* oder *zeigt einen sonnigen, sorgenvollen, gleichgültigen Ausdruck* (= Miene); bildlich auch z. B. *der klagende Ausdruck einer Melodie.* (Qualitativ bestimmbarer Ausdruck.)

4) Den gestalteten Gegenstand selbst, dasjenige also, in dessen Gestaltung sich das Seelische äußert. In diesem Sinne ist etwa das Spiel eines Schauspielers Ausdruck seiner Persönlichkeit.

Digitized by Google

5) Nur im Bereich des sprachlichen 'Ausdrucks' wird auch die einzelne Redewendung oder das einzelne Wort als *Ausdruck* bezeichnet. Für diese konkrete Verwendung ist die wörtliche Anführung (z. B.: «der Ausdruck *liebenswürdig*») und die nur hier mögliche Pluralisierung (z. B. *bildliche Ausdrücke*) kennzeichnend.

Welche Anwendung gestattet nun der Terminus *Ausdruck* — abgesehen von der letzten, rein sprachlichen Verwendung, die für sich behandelt werden soll — im Bereich der Sprache und insbesondere im Bereich der Wortbedeutung? Mit anderen Worten: In welcher Beziehung stehen die Sprache und ihre Elemente zu den verschiedenen begrifflichen Geltungen des Wortes *Ausdruck?*

Zunächst ist klar, daß die Sprache ein Ausdrucksmittel ist, ein Mittel, um sich auszudrücken, um dem Gedachten, Gefühlten oder sonstwie innerlich Erlebten Ausdruck zu geben (in der ersten Bedeutung des Wortes). Das Sprechen als gestaltete Aeußerung, die Rede, ist in diesem Sinne eine Art des Ausdrucks.

Weiter läßt sich die einzelne Sprache als Ausdruck — in des Wortes vierten Bedeutung — einer individuellen gestaltenden Kraft auffassen, etwa: der 'Seele' einer Gemeinschaft, des 'Geistes' einer Nation. Diese gestaltende Kraft wirkt gleichmäßig in allen Aeußerungen der Gemeinschaft: auch Kunst, Wissenschaft, Recht, Religion usw. sind in diesem Sinne Ausdruck. Diese Beziehung von Sprache und Ausdruck hat also mit dem sprachlichen Sich-Ausdrücken des Einzelnen unmittelbar nichts zu tun.

Den Elementen der Sprache, den Worten, eignet ferner ein verschiedenes Maß der Beseeltheit, der Ausdrucksfülle (Emphasis) in des Wortes zweiter Bedeutung. So sind die Worte *finster, düster, trübe* ausdrucksvoller *(plus expressifs, ἐμφατικώτερα)* als das einfache *dunkel, licht* ausdrucksvoller als *hell.* Fremdwörter sind im allgemeinen seelenloser als

Digitized by Google

Wörter der Muttersprache und daher z. B. für die lyrische Dichtung minder geeignet.

Soweit den Worten ein gewisses Maß des Ausdrucks eignet, muß dies notwendig auch ein bestimmter Ausdruck sein in des Wortes dritter Bedeutung; der Ausdruckswert des Wortes ist notwendig, wenn überhaupt vorhanden, auch qualitativ bestimmt. Der Ausdruckswert des Wortes, das Maß und die Art seiner 'Gefühlsbetonung', steht in mehr oder minder enger Beziehung zu seiner Bedeutung; wir werden darüber in den letzten Kapiteln dieses Teiles zu reden haben.

Weiter kann das Sprechen selbst, der Vortrag der Rede, ausdrucksvoll oder ausdruckslos sein; das letztere namentlich da, wo der Inhalt fremder Worte nicht innerlich erlebt wird, z. B. beim Vorlesen oder beim Hersagen von Auswendiggelerntem. Hier gilt es nicht nur, 'Ausdruck' schlechthin in den Vortrag hineinzulegen, sondern auch den richtigen Ausdruck; und hier nähert sich der Sinn des Wortes wieder der dritten Bedeutung. Wer mit richtigem Ausdruck liest, der wird eben auch mit angemessenem Gesichtsausdruck lesen, der sich mit dem Ausdruck der Rede zu einer notwendigen Ausdruckseinheit verbindet.

Mit dem Ausdruck des Vortrags steht der Ausdruckswert der Worte in enger Beziehung; gewisse Worte fordern einen typischen 'Ausdruck', mit dem sie gesprochen werden müssen, und der ihnen auch in einem umfassenderen Ausdrucksganzen gewahrt bleibt; so etwa die Adjektive *finster, düster, trübe, licht,* die denn auch bei ausdrucksvollem Lesen stets von entsprechendem Mienenspiel begleitet sind.

Das Wort kann also Ausdruck, oder genauer: einen bestimmten Ausdruckswert haben, der eine ihm gemäße Ausdruckseinstellung des sprechenden Menschen fordert; kann das Wort aber selbst Ausdruck sein, in dem Sinne, wie die Rede Ausdruck ist?

Digitized by Google

Von gewissen Bestandteilen der Sprache sagt die grammatische Redeweise, daß sie dies oder jenes ausdrücken; z. B. *nicht* eine Verneinung, *aber* einen Gegensatz, *jetzt* eine zeitliche Beziehung zur Gegenwart des Sprechenden; man kann demnach auch sagen, die Partikel *nicht* sei sprachlicher Ausdruck einer Verneinung usw. Was hier ausgedrückt wird, ist jedesmal eine im Bewußtsein des Sprechenden sich realisierende logische Kategorie; 'Verneinung', 'Gegensatz', 'Beziehung' sind Begriffe, deren Seinsebene wesentlich die des Bewußtseins ist. Dagegen fehlt es Wörtern wie *nicht aber jetzt* durchaus an jeder unmittelbaren Beziehung auf äußere Gegenstände; sie sind nicht fähig, irgend etwas zu bezeichnen. Sie haben auch an und für sich, losgelöst aus dem Zusammenhang des Satzes, nicht in der Weise einen sprachlichen Wert, wie die eigentlich bedeutungserfüllten Worte. (Der Ruf «*jetzt!*» ist ja nicht einfach das Wort *jetzt*, sondern eine bestimmte Weise seines sprachlichen Gebrauchs.) Demnach enthält die Sprache Elemente, deren Bedeutung oder sprachliche Geltung sich darin erschöpft, daß sie gewisse auf die ausgesprochenen Inhalte bezüglichen Bewußtseinshaltungen zum Ausdruck bringen. Dagegen sind diese Elemente, obwohl Ausdruck von Bewußtseinsvorgängen, doch nicht etwa 'Ausdrücke' in der fünften Bedeutung des Wortes.

Das einzelne Wort kann ferner, als Wort s a t z, selbstverständlich auch Aeußerung und somit Ausdruck eines aktuell Erlebten sein; so gibt in unserem Beispiel oben S. 35 der Hörer seiner Mißstimmung über die schlechte Musik Ausdruck durch das Wort, genauer durch den Ausruf «*scheußlich!*»; dieser, in einem einzigen Wort bestehende Ausruf ist der Ausdruck seines Aergers, das Wort als solches d i e n t nur dem Ausdruck des Aergers.

Indes kennen wir eine Klasse von Lautgebilden — Wörter wird man sie nur mit Vorbehalt nennen dürfen —, die ihrem Wesen nach geschlossene Aeußerungen sind, die nur als geäußerte überhaupt gedacht werden können: die

Digitized by Google

Interjektionen. Sie sind, wenn wir uns zunächst auf die Gefühlslaute beschränken, in der Tat Ausdruckseinheiten, artikulierte — das heißt eben sprachgemäß gestaltete — Aeußerungen seelischer Vorgänge. Ausdruckseinheiten sind sie auch in dem Sinn, daß ihnen ein zwar in gewissen Grenzen abwandelbarer, aber doch innerhalb dieser Grenzen bestimmter Gesamtausdruck, eine bestimmte Tongebung, ein bestimmtes Mienenspiel zugeordnet ist. Für das bedeutungshaltige Wort ist der Ausdruck, mit dem es gesprochen wird, um so unwesentlicher, je reiner das Beziehungsverhältnis zu einer auch außerbewußten Wirklichkeit sich herausarbeitet; das Dingwort stellt in dieser Hinsicht wohl die geringsten Ansprüche an zugeordneten Ausdruck. Dagegen kann vom sprachlich artikulierten Gefühlslaut die ihm wesentliche Weise der Lautgebung, das Gebärdenhafte, schlechterdings nicht weggedacht werden. Was von der Interjektion «*o!*» übrig bleibt, wenn man sich die durch das Ausrufszeichen angedeuteten Ausdrucksmomente wegdenkt, ist nur noch ein Laut, kein sprachliches Gebilde. Die Interjektion als Urzelle der Sprache steht noch jenseits der Scheidung von Wort und Satz. Sie hat mit dem letzteren die Ausdruckseinheit, mit dem ersteren die lautliche Geschlossenheit gemein. Aber der Uebergang von der Interjektion zum Wort vollzieht sich, durch 'adverbiale' oder 'prädikative' Verwendung vermittelt, fortwährend noch vor unseren Augen als gleichsam immer neuer Sprachursprung. Wir werden diesem Vorgang immer wieder unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. (Kap. XI, XII.)

Die Interjektion als reiner Ausdruck ohne jeden Bezeichnungswert bildet den polaren Gegensatz zur reinen, völlig ausdrucksfreien Bezeichnung — zum Namen. Bevor wir uns diesem Pol sprachlicher Geltung zuwenden, erörtern wir den konkreten Gebrauch des Wortes ***Ausdruck***, wie er dann vorliegt, wenn wir von bildlichen, umschreibenden, beleidigenden Ausdrücken reden.

Digitized by Google

So abgebraucht auch der Terminus *Ausdruck* heute sein mag, so weit er sich von der ursprünglichen Anschauung entfernt hat — vollkommen sind *Wort* und *Ausdruck* noch nicht zu Wechselbegriffen geworden. Es lohnt sich auch heute noch, zu fragen, in welchen Fällen wir den Terminus *Ausdruck* bevorzugen, in welchen wir ihn minder passend finden.

Zunächst stellen wir fest, daß wir wohl nie von Ausdrücken reden, wenn es sich um geläufige Bezeichnungen sinnlich wahrnehmbarer Dinge handelt, die einfach so oder so 'heißen' und dies oder jenes 'sind'. Wörter wie *Messer, Tinte, Hund, Birne* sind keine 'Ausdrücke', solange sie auf den Bereich ihrer eigentlichen und jedermann geläufigen Verwendung beschränkt bleiben; es zeigt sich hier wieder, daß Ausdrücken und Bezeichnen Pole des Bedeutungsproblems sind. Schon eher werden wir von Ausdrücken reden, wo eine übertragene Anwendung stattfindet. Als Schimpfwort gebraucht, ist *Hund* ein beleidigender Ausdruck. Wenn man eine Glühlampe ihrer Form wegen als *Birne* bezeichnet, so ist das ein übertragener Ausdruck. Das Wort *Löffel* für Ohren des Hasen ist ein Ausdruck der Jägersprache usf. Sodann gebrauchen wir den Terminus *Ausdruck* gerne von zusammengesetzten oder sonst abgeleiteten Bildungen, die der Umschreibung von Begriffen dienen, und sagen in diesem Sinn etwa: Der Ausdruck *Säugetier* gehört der Zoologie an; der Ausdruck *Zerrbild* für Karikatur stammt von dem Verdeutscher Campe. Endlich bezeichnen wir auch mehrwortige Wendungen und stehende Redeweisen als Ausdrücke und fragen z. B. woher der Ausdruck *über den Löffel balbieren* stamme und was er eigentlich bedeute.

Ganz besonders aber werden wir den Terminus Ausdruck am Platze finden, wo es sich um nichtgegenständliche Bedeutungen handelt. Das Wort *fliegen* drückt eine Bewegung aus, und wir fragen etwa, welcher lateinische oder französische *Ausdruck* unserem *fliegen* entspricht. Oder

Digitized by Google

wir lesen in einer Grammatik, daß im Griechischen die *Ausdrücke* der Furcht und Flucht, der Scham und Scheu den Akkusativ regieren. Oder wir stellen fest, daß die griechischen *Ausdrücke* für Farbenempfindungen nicht genau den unseren entsprechen.

Wenn wir einen Ausdruck unangebracht oder irreführend finden, so meinen wir damit, daß das gebrauchte Wort geeignet ist, eine falsche Vorstellung zu erwecken. Wenn jemand dagegen einen Apfel als Birne bezeichnet, so werden wir nicht sagen dürfen, er habe sich falsch ausgedrückt: er kennt dann entweder die Bedeutung des Wortes überhaupt nicht, wie das bei Kindern und Ausländern vorkommen mag, oder er ist in einem sachlichen Irrtum befangen. Daß die Frucht so oder so heißt, ist eine Tatsache, die mit 'Ausdruck' ganz und gar nichts zu tun hat. Daß man sich überhaupt richtig oder falsch ausdrücken könne, setzt eine Spannung voraus zwischen den vorhandenen Mitteln des Ausdrucks und dem, was ausgedrückt werden soll. Eine solche Spannung aber besteht bei der einfachen Dingbezeichnung nicht; man kennt sie oder kennt sie nicht, sie kann einem auch entfallen, aber im Allgemeinen ist sie so eng mit dem Gegenstandserlebnis verwachsen, daß sie mir beim Anblick des Gegenstandes gleichsam von selbst in die Hand fällt. Das Wort *Birne* für *Apfel* erregt nicht nur eine falsche Vorstellung, sondern die Vorstellung eines anderen Gegenstandes als der Sprechende meinte. Bei der Bezeichnung handelt es sich um das Was, beim Ausdruck um das Wie.

Wo wir das Wort *Ausdruck* gebrauchen, haben wir nicht das Verhältnis von Bezeichnung und Gegenstand im Auge, sondern, wie dies der Herkunft des Wortes *Ausdruck* entspricht und wie wir es eben durch den Hinweis auf die Vorstellung andeuteten, das sprachliche Gestalten des innerlich Erlebten. Innerlich nacherlebt werden Vorgänge, daher bezeichnen wir Vorgangsworte gern als Ausdrücke, und zwar sowohl in ihrer ursprünglichen verbalen Form, wie in ihrer

Digitized by Google

substantivischen Verbegrifflichung (der Ausdruck *fliegen* — der Ausdruck *Flug*). Auch adjektivische Ausdrücke wie *rot, blau, kalt, warm* sind für uns Träger von Inhalten, die sich nur erlebnismäßig fassen lassen. Ich empfinde einen Ausdruck als beleidigend, kränkend usf., weil sich in ihm ein Urteil über mich oder meine Handlungsweise kundgibt, das ich als beleidigend empfinde. In der übertragenen Gebrauchsweise, in der Verwendung abgeleiteter und zusammengesetzter Bildungen gibt sich eine bestimmte Weise der Auffassung kund. Der übertragene Ausdruck *Birne* für Glühlampe bekundet, daß man durch den Anblick der Glühlampe an eine Birne erinnert wird, ihm liegt ein Vergleich, also ein Bewußtseinsvorgang zu Grunde. Ein Ausdruck wie *Säugetier* bekundet, daß für seinen Schöpfer aus der Gesamtheit der Tiere die säugenden sich als eine zusammengehörige Klasse heraushoben; ihm liegt ein Vorgang der Begriffsbildung zu Grunde. Wo immer wir gegenständliche Begriffsworte als Ausdrücke bezeichnen, da haben wir nicht in erster Linie den Gegenstand im Auge, auf den sich der Ausdruck bezieht, sondern die Weise, wie er sich im Ausdruck darstellt. Ein Gegenstand (um es nochmals zu wiederholen) kann nicht ausgedrückt, kann nur bezeichnet werden: ausgedrückt werden kann dagegen unsere 'Vorstellung' von dem Gegenstand, unsere Weise ihn zu sehen und aufzufassen.

So erweist sich selbst der heutige scheinbar über alles Maß erweiterte Gebrauch des Wortes Ausdruck doch noch bestimmt durch die Beziehung auf das Seelische, auf Bewußtseinsvorgänge, die in den Ausdrücken ihren Niederschlag gefunden haben, und andererseits durch ein Moment des aktiven Gestaltens, des Ueberwindens einer Spannung zwischen dem, was ausgedrückt werden soll, und den Mitteln des Ausdrucks. Wie diese Spannung den bloßen Bezeichnungen fehlt, so fehlt sie auch den Interjektionen und den rein funktionalen Partikeln. Diese fertig vorliegenden Ausdrucksmittel rechnen wir darum nicht zu den Ausdrücken, weil

Digitized by Google

sie ihre Ausdrucksfunktion nicht einer individuellen gestaltenden Kraft, einem individuellen Ausdrucksbedürfnis verdanken.

Mit der Bezogenheit der 'Ausdrücke' auf das Psychische, auf das individuelle Ausdrucksbedürfnis hängt es nun aufs engste zusammen, daß wir bei dem Wort Ausdruck immer den tatsächlichen Sprachgebrauch, ja häufig eine ganz bestimmte sprachliche Aeußerung im Auge haben, in der der betreffende Ausdruck sich findet, während wir bei Wort mehr an das Bereitliegen der Elemente des Sprachgutes für die Aeußerung, an die Zugehörigkeit zum Wortschatz der Sprache denken, an das virtuelle Gelten, das unabhängig ist von der aktuellen Verwirklichung im tatsächlichen Gebrauch der Sprache, damit aber auch unabhängig von der Bewußtseinslage und den aktuellen Ausdrucksbedürfnissen des Einzelnen. So fragen wir, was der Schriftsteller mit dem oder jenem *Ausdruck* gemeint habe, oder wir fragen mit Beziehung auf tatsächlich vernommene Redewendungen, was dieser oder jener *Ausdruck* bedeute. Wir stellen fest, daß jemand einen zu starken *Ausdruck* gebraucht habe, daß er in den schmeichelhaftesten *Ausdrücken* sich über eine Leistung geäußert habe. Wie die Bezeichnung am Gegenstand haftet, der sie gleichsam als unsichtbare Etikette an der Stirn trägt, so haftet der Ausdruck an der lebendigen Wirklichkeit der Aeußerung, an der Tatsache, daß jemand sich so oder so ausgedrückt und damit das oder jenes gemeint hat, oder auch: daß 'man' sich so oder so ausdrückt und damit etwas Bestimmtes meint.

Ein Wort *in abstracto* kann man, wie wir sahen, nicht 'verstehen', sondern man kennt es oder kennt es nicht; wohl aber kann man einen Ausdruck in einem bestimmten Aeußerungszusammenhang 'verstehen', 'mißverstehen' oder 'nicht verstehen', auch wenn der Ausdruck nur aus einem einzigen, seiner Bedeutung nach wohlbekannten Wort besteht. «*Ich verstehe nicht, was der Ausdruck . . . hier besagen soll*»: das

Digitized by Google

heißt nicht die 'Bedeutung des Wortes ist mir unbekannt', sondern: 'ich vermag dem Wort keinen in den Zusammenhang der Aeußerung passenden Sinn zu geben'. Wörter sind Bestandteile des Sprachgutes, Träger von Bedeutung, die man kennt oder nicht kennt; Ausdrücke sind Gegebenheiten der sprachlichen Wirklichkeit, gestaltete Aeußerungen von Bewußtseinserlebnissen. Wörter gibt es für die Reflexion über die Möglichkeiten des sprachlichen Ausdrucks, Ausdrücke für die Reflexion über die Tatsachen des Sprachgebrauchs. Man sieht, daß hier wieder die Scheidung *inventio — collocatio* hineinspielt: die Wörter stehen auf Seiten der *inventio*, erst durch die *collocatio* werden sie zu Ausdrücken, zu Teilen eines realen Zusammenhangs von Worten.

Selbst der mathematische 'Ausdruck' läßt sich — obwohl er, als einem Randgebiet der Sprache angehörig, uns hier nicht eigentlich angeht — in der hier vorgetragenen Weise auffassen. Während das einfache Zeichen eine mathematische Größe oder Kategorie 'bezeichnet', kommt in einer Verbindung von Zeichen wie $a + b$, x^2, $\sqrt{n}$ eine 'Operation' zum 'Ausdruck', also ein Vorgang, der sich in einem denkenden Bewußtsein realisiert. Jeder mathematische 'Ausdruck' stellt also einen abgekürzten Denkvorgang dar, und so erweist sich selbst auf diesem abgelegenen Gebiet die Beziehung des Terminus *Ausdruck* auf die sinnlich wahrnehmbare Gestaltung von Bewußtseinserlebnissen treulich festgehalten.

Bezeichnung und Ausdruck erwiesen sich uns als Pole des Bedeutungsproblems. Unsere Darstellung wendet sich nun der Bezeichnung als solcher zu, und zwar in ihrer extremsten, schon außerhalb des eigentlichen Bedeutungsbereiches liegenden Ausprägung als Eigenname. Aus Gründen, die sich im Laufe der Darstellung klären werden, gehen wir von den Eigennamen realer Personen aus.

Digitized by Google

6. Kapitel.

Der Name.

Der Personenname, auf den wir unsere Betrachtungen zunächst beschränken wollen, steht, im heutigen Stande der Sprache wenigstens, außerhalb des eigentlichen Bedeutungsproblems. Soweit seine Bedeutung überhaupt erkennbar ist, hat sie keinerlei notwendige Beziehung zu seiner Geltung als Name. Ein *Müller* oder *Schultze* kann jeden anderen Beruf ebensogut ausüben, wie den in seinem Namen bezeichneten. Der Name ist seiner Bedeutung entkleidet und zum Unterscheidungszeichen geworden. Er soll es ermöglichen, 'diese' vermeinte Person von allen andern in Frage kommenden zu unterscheiden. Wo der Kreis der in Frage kommenden Personen klein ist, genügt der einzelne Name, sei es als Vorname im Kreis der Familie, sei es als Familienname in Beziehungen des öffentlichen Lebens. Vergrößert sich der Kreis der zu unterscheidenden Personen, oder kommen zufällig mehrere Personen gleichen Namens in Frage, so hilft man sich durch Verbindung von Vor- und Zuname oder nötigenfalls durch Beifügung weiterer unterscheidender Zusätze.

Wenn wir den Zweck der Unterscheidung zum alleinigen Wertmaßstab nehmen, so leidet unsere Weise der Namengebung an einer gewissen Unvollkommenheit; vom technischen Standpunkte der sicheren Unterscheidbarkeit aus gesehen, müßte jeder Mensch einen eigenen, nur ihm zukommenden Namen führen. Abgesehen davon, ob dies praktisch durchführbar wäre — am ehesten kämen dann Nummern in Frage — welche Entseelung würde ein solches Verfahren bedeuten! Welche Werte würden allein schon mit der Auf-

Digitized by Google

gabe der Familiennamen verloren gehen! Man sieht auch hier wieder: Die 'Kritik der Sprache' ist eine mißliche Sache, und 'Zwecke' sind nicht ihr letztes. Sie ist als geschichtliches Gebilde zugleich Symbol, und symbolisch in höchstem Maße ist die Weise der Namengebung in den einzelnen Kulturen. Der Familienname ist für das Abendland mit seinem starken Gefühl für geschichtliche Bindungen ebenso bezeichnend, wie das Fehlen eigentlicher Familiennamen für das ahistorische Griechentum. Das Gefühl, einen berühmten 'Namen' zu tragen, als Träger eines 'Namens' Verpflichtungen zu haben, seinem 'Namen' Ehre machen zu müssen, liegt dem Griechen durchaus fern.

Wenn die ursprüngliche Bedeutung des Namens für seine Verwendung als unterscheidendes Zeichen belanglos ist, so erhebt sich die Frage, ob nicht mit dieser Verwendung, mit der vollzogenen Verbindung zwischen Name und Einzelperson, ein neues Bedeutungsverhältnis geschaffen wird. Offenbar nicht, sonst müsste es ja soviel Bedeutungen des Namens *Müller* geben, als es Menschen dieses Namens gibt und gegeben hat, und jeder neugeborene Müller würde dem Kreis der Bedeutungen eine neue zufügen. Das Verhältnis des Namens zu seinem Träger ist kein Verhältnis des Bedeutens. Bedeutung ist ein im Sprachgebrauch gegründetes Verhältnis zwischen Bezeichnetem und Bezeichnung, die Beziehung zwischen Name und Träger aber wird nicht durch die Sprache als solche geschaffen, sondern durch Sitte, religiöse Anschauungen, Gesetze und vielfach auch durch die bloße Willkür des Einzelnen bestimmt. Die Bedeutung eines Appellativums wie *Dichter* ist eine sprachgeschichtliche Tatsache, daß der Dichter des Faust *Goethe* heißt, hat dagegen mit der Sprache gar nichts zu schaffen — höchstens gestattet die deutsche Lautform einen Schluß auf die Nationalität des Trägers — und ebenso frägt die Sprache nicht danach, was uns, den Sprachgenossen, der Name '*Goethe*' bedeutet — solange er nicht etwa zur appellativischen Bezeichnung

Digitized by Google

eines Dichters wird. Ueber solche Möglichkeiten wird unten zu reden sein.

Die Sonderstellung des Personennamens gibt sich auch in seinem eigentümlichen Verhältnis zum Bestand der Einzelsprache kund. Unter den gebräuchlichsten Vornamen finden sich Namen hebräischen Ursprungs wie *Jakob, Joseph, Elisabeth*, die wir trotz der vollkommenen Bewahrung des fremden Gepräges nicht aus der Reihe der deutschen Namen streichen können. Während beim appellativen Fremdwort die Frage, ob seine Bedeutung den Sprachgenossen geläufig ist, für die Zurechnung zum Bestand der Sprache entscheidend ins Gewicht fällt, versagt dieses Merkmal bei den entlehnten Namen. Wir können sinngemäß gar nicht fragen, welche Namen dem Bestande der deutschen Sprache angehören, sondern nur: welche Namen dem Wort- oder Wurzelbestand der deutschen Sprache entnommen sind, oder aber: welche Namen bei Völkern deutscher Zunge gebräuchlich sind. Die Entlehnung bedeutet auf diesem Gebiete ja auch nicht eine Bereicherung der sprachlichen Ausdrucksmittel — ein solches ist der Name überhaupt nicht —, entspringt also auch nicht einem sprachlichen Ausdrucksbedürfnis, sondern teils religiösen Antrieben, teils solchen der Sitte oder der Mode. Daher bildet die Namenkunde ein Grenzgebiet zwischen allgemeiner Kultur- oder Sittengeschichte und eigentlicher Sprachgeschichte, ähnlich wie etwa die Geschichte der Titulaturen.

Wie die Namen zum 'Bestand' der Einzelsprache nur in einem sehr losen Verhältnis stehen, so lassen sie sich auch nicht eigentlich übersetzen, oder richtiger, der Gedanke, einen Personennamen in eine Fremdsprache zu übersetzen, ist in sich widersinnig. Man kann geographische Namen übersetzen, sofern sie sinnvolle Bezeichnungen sind *(Schwarzwald — black forest, forêt noire)*; einen deutschen Personennamen dagegen kann man zwar französisch oder englisch aussprechen, aber nicht ins Französische oder Englische übersetzen. Die Beziehung des Namens '*Goethe*' auf diese be-

Digitized by Google

stimmte Person, den Dichter des Faust usw., ist eine Tatsache, die jenseits aller sprachlichen Schranken und letztlich überhaupt außerhalb der Sprache liegt.

Als wesentliche Leistung des Eigennamens erwies sich uns die Möglichkeit, 'diese' von mir vermeinte Person von anderen in Frage kommenden zu unterscheiden; mit anderen Worten, der Eigenname dient der *Identifizierung*. In dieser Leistung vergleicht er sich mit dem Hinweis, der zeigenden Gebärde, dem Pronomen demonstrativum; nur daß diese die Gegenwart des zu identifizierenden Gegenstandes in der Sichtweite der Sprechenden voraussetzen. Der Eigenname läßt sich in seiner identifizierenden Leistung als einzieliges Demonstrativum auffassen. Wie die verlängerte Linie des Zeigefingers den im Raume stehenden Gegenstand trifft, so erreicht die Zielbeziehung des Namens ihren Gegenstand über alle räumlichen und zeitlichen Schranken hinweg. Die eindeutige Zielrichtung ist beiden Elementen der Sprache gemeinsam, nur ist sie beim Eigennamen ein für allemal festgelegt, während das Ziel des Hinweises von Fall zu Fall wechselt.

Wenn ich bei der Nennung eines Eigennamens eine bestimmte Person 'im Auge habe', so ist diese Person zunächst für mich bestimmt dadurch, daß sie bereits früher in meinen Gesichtskreis getreten ist und zu mir in bestimmten, angebbaren Beziehungen steht. Ich weiß bei der Nennung des Namens '*das ist derjenige, der . . .*'; die Person des Trägers wird damit für mich zu einer bekannten, und wenn ich mich bei Nennung eines mir bekannt klingenden Namens besinne 'wer das eigentlich ist', so besinne ich mich eben auf die Beziehungen, die ihn mit mir oder mit andern mir bekannten Personen oder Gegenständen verbinden; ich suche die Stelle zu finden, wo ich ihn unterzubringen habe. Im Zusammenhange meines Bewußtseins ist diese Stelle zunächst bestimmt dadurch, daß der Name in einem bestimmten oder bestimmbaren Zeitpunkt und damit innerhalb eines bestimmten

Digitized by Google

Erlebniszusammenhanges zum ersten Male vernommen wurde; selbst wenn er mir weiter gar nichts besagt, vermag er mir nachher diesen Erlebniszusammenhang wachzurufen. Dieser erste subjektive Zusammenhang dient als Grundlage für die Zuordnung weiterer Beziehungsmomente, die ihn allmählich überlagern; an Stelle der mehr zufälligen und vielleicht nur für mich bedeutsamen Beziehungen treten mit zunehmender Bekanntheit solche, die auch andern gegenüber Gültigkeit haben und eine Identifizierung der mit dem Namen vermeinten Person auch gegenüber dritten gestatten. Eine Grenzleistung stellt nach dieser Richtung die Begriffsbildung der Geschichtswissenschaft dar, die die objektiv bedeutsamen Wirkungsbeziehungen der Persönlichkeit herauszustellen hat. Immer aber bleibt es 'diese' in sich identische Person, die das Ziel aller dieser Beziehungen bildet. Da die Frage 'wer ist das eigentlich?' auch gegenüber einer räumlich anwesenden Person ganz in gleichem Sinne gestellt werden kann, so ist klar, daß nicht etwa die äußere, individuelle Erscheinung das Ziel der Wer-Frage und damit den Inhalt des Namens bilden kann.

Worin liegt nun aber das Wesen der Identität? Was meine ich, wenn ich etwa sage: „*der Mann da drüben auf der Straße ist derselbe, der gestern mit uns im Zuge gereist ist*"? Die Frage ist, so selbstverständlich die Sache scheint, keineswegs überflüssig. Denn wenn ich z. B. vor einer Buchhandlung stehend feststelle, daß das hier im Schaufenster liegende Buch '*dasselbe*' sei, das ich zu Hause habe, so hat hier das Wort *derselbe* offenbar einen anderen Sinn, und wieder einen etwas andern in der Verbindung: „*Ich habe ihm dieselbe Geldsumme gegeben wie seinem Bruder.*" Wir könnten durch geeignete Scheidung des Wortgebrauchs zwischen '*der nämliche*' und '*der gleiche*' Klarheit schaffen; es würde sich dann herausstellen, daß bei strenger Festhaltung des sich leicht verwischenden Unterschiedes '*der nämliche*' nur im ersten Falle gebraucht werden kann. Im

Digitized by Google

zweiten Falle könnte man etwa sagen: "*es ist das gleiche Buch, aber nicht das nämliche Exemplar*" (nicht umgekehrt); im dritten ist vollkommen klar, daß ich zwei Personen zwar die *gleiche*, aber nicht die *nämliche* Geldsumme geben kann.

Diese Scheidung entspricht der etymologischen Herkunft der Wörter, da *nämlich* in die Richtung des Namens und damit in die des benannten Einzelnen weist, *gleich* aus *gelich* = *conformis* 'dieselbe Beschaffenheit habend' auf das Verhältnis mehrerer gleichgearteter Gegenstände hindeutet.

Das Verhältnis der 'Nämlichkeit' läßt sich — und dies ist eine Feststellung von großer Tragweite — in voller Entschiedenheit nur auf den Menschen anwenden. Zwar finden wir auch bei den Tieren jene leibliche Besonderung und Lebenseinheit, kraft deren 'dieser' Hund etwa 'der nämliche' ist, der mir durchgebrannt ist, auch wenn seine Erscheinung sich verändert hat. Im allgemeinen aber spielt die 'Nämlichkeit' des einzelnen Tieres, sofern es nicht als Haustier geradezu in den Kreis der menschlichen Gemeinschaft einbezogen ist, gar keine Rolle, da mir ein anderes Exemplar gleicher Beschaffenheit denselben Dienst leistet. Wenn wir andererseits unbelebten Gegenständen einen nur dem Einzelgegenstand als solchem zukommenden Gefühlswert beilegen, der etwa darauf beruht, daß '*diesen*' Ring schon mein Vater und Großvater getragen hat, so liegt hier offenbar eine ganz andere Grundlage der Einheit und damit der Nämlichkeit vor, eine dinglich-stoffliche, nicht eine biologische. Die biologische Einheit ist ja bekanntlich keine stoffliche, da der materiale Bestand des Leibes innerhalb einer gewissen Zeit sich erneuert. Das Bewußtsein der dinglichen Einheit ist überdies an die Erscheinungsform gebunden. Ein Brief, den ich verbrenne, existiert tatsächlich nicht mehr, das Häufchen Asche, in das sich sein materialer Bestand gewandelt hat, ist nicht mehr 'dieser' Brief; weit eher kann ich eine etwa vorhandene Abschrift als mit dem Original 'identisch' bezeichnen. Der letzte Sinn der 'Nämlichkeit' liegt bei Gegenständen wie bei Tieren immer in der Bezogen-

Digitized by Google

heit auf den Menschen, in der Rolle, die 'dieser' Gegenstand in meinem Leben gespielt hat. So erweist sich auch die dingliche Identität als Ausstrahlung der persönlichen. Wir fragen nicht nach der Nämlichkeit der nur als beliebige Exemplare der Art für uns vorhandenen Gegenstände — die Kategorie der Identität verliert ihren Kern mit der Bezogenheit auf das Ich, oder sie wird zu etwas wesentlich anderem, etwa zur Konstanz der Materie, oder was für einen Begriff die physikalische Wissenschaft sonst an deren Stelle setzen mag.

Die Einheit des Gegenstandes, die seine Identifizierung gestattet, ruht letzten Endes in der Einheit des Ich, das sich mit sich selbst identisch weiß. Von außen gesehen, erscheint die Einheit der menschlichen Person zunächst als ein Beharren gewisser 'Merkmale' im Wechsel der Erscheinung. Dahinter aber steht, nur dem einzelnen Ich unmittelbar zugänglich, die Identität des Bewußtseins, das Vergangenheit und Gegenwart zu einer ihrer selbst unmittelbar gewissen Einheit verbindet. Der "Strom" des Bewußtseins erscheint als einer, mag er auch allnächtlich von Pausen der Bewußtlosigkeit unterbrochen sein und gleichsam unterirdisch fließen; auf seinen Lauf zurückblickend, weiß ich, dies habe ich erlebt, dies bin ich. Auch hinter dem fremden Ich weiß ich eine gleiche Einheit des Erlebens verborgen, die, mir unmittelbar nicht zugänglich, doch den Kern der mit dem Namen gedeckten Identität bildet. Darum wird der Begriff der Identität um so schwerer anwendbar, je weiter wir uns aus dem Kreise der mit Bewußtsein ausgestatteten Menschen entfernen. Einem eben Verstorbenen gegenüber haben wir die schreckhafte Empfindung, daß die Erscheinung zwar noch auf kurze Zeit die Züge des Lebenden trägt, daß es aber doch nicht mehr '*derselbe*' Mensch ist, der sich eben noch unter uns bewegte. Und anderseits ist die stofflich-dingliche Einheit des Leichnams mit dem Lebenden für uns eine Quelle des Grauens, weil wir

Digitized by Google

uns unwillkürlich die bevorstehende Zerstörung als ihn selbst berührend vorstellen. In diesem zwiespältigen Verhalten offenbart sich uns die tiefe Problematik des Identitätsbegriffs.

Ein ganz anderer Kern der Identität wohnt den im Raume ruhenden, in ihrer Lage beharrenden Dingen der Außenwelt inne. Die Berge, Flüsse und Meere bleiben, für unser menschliches Auge wenigstens, dieselben. Das Wort Heraklits bezieht sich nur auf die dinglich-stoffliche Dieselbigkeit, nicht auf das Beharren der Lage. Der im Raume beweglichen, ihre Erscheinung verändernden, vergänglichen Einheit des menschlichen Einzelwesens, das sich selbst als Einheit, als 'Ich' weiß, — dieser Einheit steht das Mit-sich-identisch-Bleiben des ortsfesten, in der Erscheinung wesentlich beharrenden, bewußtlosen, unbegrenzt dauernden Raumgebildes als äußerster Pol innerhalb des Identitätsproblems gegenüber. Auch hier wird die Identität des Gegenstandes sprachlich durch Eigennamen erfaßt; doch zeigen diese, wie oben erwähnt, nicht in gleichem Maße das Merkmal sprachlicher Sonderstellung. — Wir suchen uns dem Verhältnis des Namens zur Identität der Person und damit dem Wesen der Namensleistung und ihrem Verhältnis zur Wortbedeutung nunmehr noch von einer anderen Seite zu nähern, indem wir an die bereits gestreifte Tatsache der Namensgemeinschaft und Namensübertragung anknüpfen, die zu der unterscheidenden Geltung des Namens in einem gewissen Widerspruch zu stehen schien.

Die Gleichnamigkeit z. B. der Mitglieder einer Familie erwies sich uns zunächst als ein für unsere Weise des Denkens kennzeichnendes Symbol. Damit ist ihre Bedeutung indessen nicht erschöpft. Schon mit den Taufnamen und ihrer religiösen Beziehung auf den Namenspatron kommen wir in eine andere Region gefühlter Zusammenhänge. Weiter in diese Region vordringend, erreichen wir die Stufe frühmenschlichen Denkens, wie es sich in der Auffassung des Namens und der Namenszusammenhänge bei den 'primitiven' Völkern kundgibt.

Digitized by Google

„In unseren Augen hat der Name einer Person, eines Tieres, einer Familie, einer Stadt die bloße äußerliche Bedeutung einer Etikette, die ohne mögliche Verwirrung zu unterscheiden gestattet, wer diese Person ist, zu welcher Art dieses Tier gehört, welches diese Familie oder diese Stadt ist. In den Augen der Primitiven aber bleibt diese Bezeichnung des Wesens oder des Gegenstandes, die uns die einzige Funktion des Namens zu sein scheint, etwas nebensächliches und bloß hinzukommendes; mehrere Beobachter sagen uns ausdrücklich, daß hierin nicht die Bedeutung des Namens liegt. Dagegen aber hat er eine sehr wichtige Funktion, deren unsere Namen vollständig entbehren: er drückt aus, ja er bewerkstelligt die Verwandtschaft des Individuums mit seiner totemistischen Gruppe, mit dem Vorfahren, dessen Wiederfleischwerdung (Reinkarnation) dieses Individuum oft ist, mit dem individuellen Totem oder Schutzengel, der sich ihm im Traume offenbart hat, mit den unsichtbaren Mächten, die die geheimen Gesellschaften, in die es eintritt, beschützen etc. . .“ (Levy-Brühl-Jerusalem, Das Denken der Naturvölker, 1921, S. 37, wo auch Belege aufgeführt sind).

Der Name drückt also ursprünglich nicht die Besonderung des Einzelwesens aus, sondern schafft und bezeichnet gleichzeitig seinen Zusammenhang mit anderen Wesen. Welcher Art diese sind, und wie diese Zusammenhänge gedacht werden, kann hier unerörtert bleiben. Wesentlich ist, daß wir uns auch hinsichtlich der für unser Bewußtseinsleben grundlegenden Auffassung der Identität des Ichs mit sich selbst die Bewußtseinsstruktur des Primitiven wesentlich anders vorzustellen haben, als die des vollerwachten Kulturmenschen — der freilich in Zeiten oder Augenblicken des nicht völligen Erwachtseins und Bewachtseins, im Kindesalter, im Traum, im Affekt, in krankhaften Seelenzuständen sich dem frühmenschlichen Zustand wieder nähert. Für uns, das heißt für das wache Denken des Angehörigen einer reifen Kultur, ist die Identität des Ichs mit sich selbst, wie sie durch die Einheit des alle Erlebnisse begleitenden Bewußtseins *'dies bin ich, dies erlebe ich'* gewährleistet wird, etwas Letztes und absolut Selbstverständliches. Diesem Bewußtsein der Identität des Ichs mit sich selbst im Wechsel

Digitized by Google

der Erlebnisse steht auf der Seite des frühen Denkens gegenüber:

1) der Gedanke der Präexistenz, der Reinkarnation, des Wiederauflebens der Verstorbenen. Der Einzelne weiß sich in einem uns nicht mehr nacherlebbaren Sinne als e i n e Person mit einem verstorbenen Vorfahren oder Stammesgenossen (vgl. dazu im Bereiche der indogermanischen Sprachen das deutsche Wort *Enkel*, althochd. *enikel* = der kleine, als Kind wiedergeborene Ahne, und die weitverbreitete Sitte, daß der Enkel den Vornamen des Großvaters führt).

2) Eng damit verbunden ist die Auffassung des eigenen Daseins als einer Folge von Einzelexistenzen. Eine neue Existenz beginnt, durch eine symbolische Tötung und Wiedererweckung gekennzeichnet, für den Jüngling mit der Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen, mit der Einreihung in einen Geheimbund, mit der Weihe zum Zauberer (vgl. den Namenswechsel der Ordensleute und die in studentischen Korporationen üblichen Uebernamen der Angehörigen).

3) Mangelnde Scheidung zwischen Traum und Wacherlebnissen, infolgedessen der Glaube an die volle Realität der im Traume stattfindenden Spaltungen und Vertauschungen der Persönlichkeit.

4) der Gedanke der mystischen Einheit mit vorgestellten höheren Wesen, die sich im Einzelmenschen verkörpern und dadurch

5) der Gedanke des Einsseins mit andern Menschen, Tieren, Pflanzen oder Gegenständen, in denen die gleiche vorgestellte Wesenheit sich verkörpert (Totem).

Alle diese Vorstellungen werden unterstützt:

6) durch die geringere Bedeutung der Einzelpersönlichkeit und des Einzelbewußtseins in Verhältnissen, wo eine bis ins kleinste übereinstimmende Welt-Anschauung und Welt-Auffassung eine schöpferische Sonderleistung des Einzelbewußtseins gar nicht aufkommen läßt. Das Ich-Gefühl ist

Digitized by Google

hier wesentlich noch 'wir'-haft, der gleiche Rhythmus des Lebens, der einheitliche Lebensstrom der Gesamtheit überlagert die Einheit des Bewußtseinsstromes.

Die identifizierende Leistung des Namens, die seine Stellung außerhalb des Bedeutungsproblems bedingt, erweist sich somit als unursprünglich, als etwas dem vollerwachten Denken durchaus Eigentümliches. Die scharfe Trennungslinie zwischen einzieliger Benennung und kollektiver Bedeutung verwischt sich, sobald wir aus dem Lichtkreis des vollerwachten Bewußtseins heraustreten. Gleichzeitig werden die Uebergänge sichtbar, die auch im heutigen Stande der Sprache noch fortbestehen und die reine Erfassung der identifizierenden Namensgestaltung erschweren. Ein solcher Uebergang ist die Tatsache der Namensgemeinschaft.

Digitized by Google

7. Kapitel.

Uebergang zur allgemeinen Wortbedeutung.

Wir haben unsere Betrachtung über die Namen bisher in der Hauptsache auf den engsten Bereich der Eigennamen realer Personen beschränkt. Für sie ist, im heutigen Stande der Sprache wenigstens, kennzeichnend die Bedeutungslosigkeit des Namens, das Fehlen eines sprachlichen, auf Bedeutung ruhenden Bandes zwischen Name und Gegenstand, die Zufälligkeit oder Willkürlichkeit des Namens; und weiter das Bezogensein auf 'diesen' Menschen, die vollkommene Einsinnigkeit der Einstellung auf einen identischen, mir durch bestimmte Beziehungen verbundenen, realen Gegenstand, und zwar auf einen Gegenstand, dessen innere Einheit mit sich selbst unabhängig von allen in der Zeit sich vollziehenden Veränderungen seines Aeußeren und seiner Eigenschaft als menschlicher Person begründet ist — begründet darin, daß er sich gleich mir als ein 'Ich' weiß und mir als außer mir vorhandener Träger gleichen Ich-Bewußtseins, wie es mir selbst eignet, gegeben ist. Drei Züge also hoben sich im bisherigen Bereich der Untersuchung heraus: Bedeutungslosigkeit des Namens, Beziehung auf menschliche Person, Einzieligkeit der Beziehung.

Von diesen drei Zügen ist nun keiner dem Namen als solchem — wenn wir dem Wort jene erweiterte Geltung geben, die ihm im allgemeinen Sprachgebrauch zukommt — schlechthin wesenseigentümlich. Hinsichtlich der Beziehung auf den Menschen genügt es, auf die Ortsnamen zu verweisen. Aber auch der Mangel sprachlicher Bedeutung oder das Zurücktreten der ursprünglichen sprachlichen Bedeutung ist

Digitized by Google

keineswegs allgemein wesentlich, und ebensowenig die Einzieligkeit; dies letztere ist schon durch den Hinweis auf die Tatsache der Namensgemeinschaft im letzten Kapitel erhärtet.

Die wichtigste Kategorie der nicht personalen Eigennamen sind die Ortsnamen. Sie haben, wie bereits oben bemerkt, mit den Personennamen das Eine gemeinsam, daß sie eine identische Größe bezeichnen. An die Stelle der in sich ruhenden Einheit des im Raume frei beweglichen menschlichen Einzelwesens tritt hier das Beharren im Raume, die Konstanz der örtlichen Beziehungen. Gleichwohl ist dieser Unterschied nicht der einzige. Die Ortsnamen gehören doch in wesentlich anderem Sinne zum Sprachgut, als etwa die Personennamen, eben weil sie an dem von der Sprachgenossenschaft eingenommenen Raume haften. Und damit hängt eng zusammen, daß für sie die Bedeutungsfrage keineswegs so gleichgültig ist, wie bei den heutigen Personennamen. Das geht ja schon aus der Uebersetzbarkeit geographischer Namen hervor, die sie mit anderen redenden Namen gemein haben. Es gibt zwar viele Ortsnamen, deren Bedeutung wir nicht kennen, weil sie aus der Sprache der Vorbewohner übernommen worden oder unkenntlich geworden sind, aber, soweit wir ihre Bedeutung erkennen, haben wir auch ein Recht, zu fragen, wie sie dazu kommen, gerade diesen Gegenstand zu bezeichnen. Wir nehmen von vornherein an, daß ihre Bedeutung zu der Eigentümlichkeit des Ortes in Beziehung steht. (Von Ortsnamen, die auf Personennamen zurückgehen, kann in diesem Zusammenhang ebenso abgesehen werden, wie andererseits von den Volksnamen, die vermöge ihrer kollektiven Geltung bereits zum Begriffswort überleiten).

So sind denn hier auch die Uebergänge zum einfachen, identisch bezogenen Appellativum fließend. Eine Wortverbindung wie *Hohe Brücke* kann eine feste Ortsbezeichnung darstellen, sie kann aber auch in der Form *die hohe Brücke* eine augenblickliche Schöpfung sein, die in einer bestimmten räumlichen Lage einen bestimmten Gegenstand für den Hörer

Digitized by Google

eindeutig bezeichnet. Dann ist die Lage nicht anders als bei Appellativen wie *Vater* und *Mutter*, die im Kreis der Familie den Wert von Eigennamen haben.

Im frühen Denken ist freilich die Grenze zwischen Oertlichkeiten und Personen nicht immer so scharf gezogen wie in den heutigen Sprachen; Berge und Flüsse werden hier etwa persönlich vorgestellt, und die Dichtung wie der allgemeine Sprachgebrauch zeigen heute noch Spuren dieser Anschauung *(Fuß des Berges, Arm des Flusses.)*

Redende Namen werden — als Eigenschafts- oder Erinnerungsnamen — wohl meist auch verwendet, um als Rufnamen für Haustiere zu dienen oder Gebrauchsgegenstände auszuzeichnen. Die Verwendung von Rufnamen für Tiere ist eng begrenzt auf wertvollere und dem Menschen besonders nahestehende Tiere; Hunde und Pferde erhalten Namen, auf dem Lande auch Rinder, während für Kleinvieh und Geflügel ein Lockruf genügt. Im Bereich der leblosen, beweglichen Gegenstände führen heute wohl nur noch Schiffe (auch Luftschiffe und, vereinzelt, Flugzeuge), in manchen Ländern auch Lokomotiven Individualnamen, während im germanischen Altertum auch wertvolle Waffen Eigennamen trugen. Von einem Anthropomorphismus darf man hier nicht ohne weiteres reden, wohl aber von einer Beseelung und Belebung des Gegenstandes, einer Einreihung unter die Lebewesen, also einer zoomorphen Auffassung, der allerdings von seiten des Gegenstandes gewisse Handhaben dargeboten werden müssen. Man kann dies noch an Kindern studieren, die Eisenbahn spielen und die Bewegungen der Maschine nachahmen; zu diesem Spiel eignet sich nur die Dampfmaschine mit den sichtbaren Bewegungen des Gestänges (gleichsam der Arme) und den begleitenden atemähnlichen Geräuschen — nicht aber elektrische Motorwagen oder Automobile. Das Kind kann wohl Trambahnschaffner oder Chauffeur spielen, nicht aber Straßenbahn oder Auto. — Uebrigens verbietet schon die massenhafte fabrikmäßige Herstellung völlig sich gleichender Gegenstände die Individualisierung des einzelnen Exemplars. Man könnte sich nicht denken, daß jemand seinem Auto oder Fahrrad einen 'Namen' gäbe, außer dem Namen der 'Marke'. Dieser aber ist kein Eigenname mehr.

Daß die Bedeutungslosigkeit des Namens auch bei Personenbezeichnungen keine ursprüngliche und allgemeine Erscheinung ist, werden wir, ganz abgesehen von dem überall erkennbaren ursprünglichen Bedeutungsgehalt der Namen,

Digitized by Google

schon deswegen annehmen dürfen, weil auch im Bereich voll erwachter Geistigkeit immer wieder das Bedürfnis nach bezeichnenden Namen auftaucht. Beinamen, Spitznamen, Uebernamen entspringen diesem Bedürfnis. Daß die Anzüglichkeit des Spitznamens oft nur dem Eingeweihten verständlich ist, deutet auf den engen Zusammenhang zwischen Sondersprache und Gemeinschaftsbildung, auf den oben (S. 23) hingewiesen wurde. Für die Angehörigen der Gemeinschaft ist der Spitzname ein redender Name, für die Außenstehenden ein Geheimname.

Die Geschichte der Namengebung zeigt — wie dies ja auch anders eigentlich nicht denkbar ist — daß überall der redende Name am Anfang stand, sei es, daß er eine hervorragende Eigenschaft des Trägers bezeichnete, sei es, daß er ihn mit einer wünschenswerten Eigenschaft ausstattete (Wunschname) oder als Appellativum jenen eigenartigen Zusammenhang etwa mit einer Tiergattung herstellte, der den Totemismus kennzeichnet. Die Loslösung der reinen Nennfunktion, das Zurücktreten der ursprünglichen Bedeutsamkeit des Namens vollzieht sich sehr allmählich und immer wieder unterbrochen von dem Auftauchen bezeichnender Nebennamen, die dann ihrerseits dem gleichen Schicksal verfallen. Man vergleiche dazu etwa die Geschichte der deutschen Namengebung.

In allen bisher behandelten Fällen bleibt die Einzieligkeit des Namens grundsätzlich gewahrt; der Name bezeichnet 'diese' Person, 'diesen' Berg oder Fluß, 'dieses' Tier, 'diese' Waffe; Name ist also hier überall soviel wie Eigenname. Der allgemeine Sprachgebrauch dehnt indessen, in Uebereinstimmung mit der Redeweise der antiken Grammatik, den Begriff des Namens weiter aus.

"Was ist ein Name? Was uns Rose heißt,
wie es auch hieße, würde lieblich duften."

Namen haben die Tiere und Pflanzen, die Stoffe, die Gebrauchsgegenstände — wobei wohl zu unterscheiden ist

Digitized by Google

zwischen dem Rufnamen eines Hundes und dem Gattungsnamen *Hund,* zwischen dem Namen eines Schwertes und dem Gattungsnamen *Schwert* —, aber auch etwa die Körperteile, die Krankheiten, die Seelenkräfte, die Gefühle, die Maße des Raumes und der Zeit und vieles andere — kurz, wir leben in einer Welt der benannten Dinge, in einer Welt, wo alles seinen Namen hat, was irgendwie als beharrend oder regelmäßig wiederkehrend vorausgesetzt wird.

Für Namen dieser Art steht nun die Beziehung zwischen Name und Gegenstand jedenfalls in sehr viel engerem Verhältnis zur Bedeutung, als bei den Eigennamen.

Auch im Bereich der Eigennamen, ja selbst im engsten Bereich der Personennamen, gibt es indes Gebilde, die der Beziehung auf eine identische Wirklichkeit entbehren, wenn auch in anderem Sinne als die Appellative. Den Personennamen der Dichtung fehlt der wesentlichste Zug der bürgerlichen Namengebung, die notwendige Beziehung auf eine wirkliche Person. Sie bezeichnen zwar etwas der Absicht nach Individuelles, d. h. eine nicht aus Einzelmerkmalen aufzubauende, sondern in sich geschlossene Einheit der Gestaltung, aber nichts, was seinen festen Platz in der Wirklichkeit hätte und damit zu unserem Ich in eindeutiger, raumzeitlich fixierbarer Beziehung stünde, also nichts Identifizierbares. Ein Name wie *Faust* hat zwar noch immer Beziehung zur Wirklichkeit, da er für den Gebildeten die Erinnerung an die historische Person Faust und an die historische Person Goethe in sich schließt; aber beide Beziehungen sind durchaus unwesentlich, sie könnten verloren gehen, ohne daß darum der Faust der Dichtung ein anderer würde. Wesentlich bleibt, daß die Gestalt für uns Trägerin bestimmter Züge ist, die ihr der Dichter beilegt. Der Name ist wesentlich Träger einer Idee. Er kann bestimmten dichterischen Wirkungen dienen, indem er etwa als Name einer geschichtlichen Person der Phantasie bereits gewisse Züge vorgibt, oder, wie etwa der *Mittler* in den Wahl-

Digitized by Google

verwandtschaften, eine Anspielung auf die Rolle enthält, oder endlich durch seinen Klangwert, durch seinen lautlichen Ausdruck wirkt, wie etwa die Phantasienamen in Mörikes Traumspiel "Der letzte König von Orplid". Notwendig ist dies alles aber nicht, man könnte die Personen eines Dramas etwa auch mit A, B, C bezeichnen, ohne daß das Verständnis der Handlung darunter notwendig leiden müßte, und die Namen sind von vornherein nichts anderes, als Leerformen zur Aufnahme bestimmter Ideen.

Indes deutet sich hier schon die Möglichkeit eines engeren Zusammenwachsens an. Ein Name wie *Don Juan* hat für uns eine gewisse Bedeutung, und man empfindet es kaum mehr als Entlehnung, wenn etwa Personen mit den Namen des bekannten Kinderbuches als *Zappelphilipp* oder *Hans Guckindieluft* bezeichnet werden. Wenn die Idee, die einer dichterischen Gestalt zu Grunde liegt, in das Bewußtsein der Gemeinschaft aufgenommen ist, so hat der Name damit eine bestimmte sprachliche Bedeutung erhalten und der Uebergang zum Appellativum ist vollzogen. Damit erschließt sich uns das Verhältnis der Begriffe 'Bedeutung' — enger: nominale Bedeutung — und 'Idee'.

Namen wirklicher Personen werden wohl stets erst durch dichterische Vermittlung zu Trägern allgemeiner Bedeutungen (*'Mäcen'*). Wenn man von einem großen Feldherrn als einem *zweiten Napoleon*, von einem bedeutenden Staatsmann als einem *zweiten Bismarck* spricht, so ist die identische Beziehung des Namens voll gewahrt, der Uebergang zum Appellativum noch nicht vollzogen. Ganz anders bei Entwicklungen wie *Caesar: Kaiser*, worüber unten zu reden sein wird.

Ist das Appellativum als solches Träger einer Idee, so kann es auch wieder seinerseits als Träger dieser Idee in die Dichtung eingehen. Dahin gehören Bezeichnungen idealer Personen wie etwa "*der Dichter*" und "*der Theaterdirektor*" im ersten Vorspiel des Faust. Im Alltagsleben würden solche Ausdrücke einen bestimmten Dichter und einen bestimmten Theaterdirektor meinen, und zwar den, der für den Hörer

Digitized by Google

allein in Frage kommt. Hier soll dagegen der Dichter schlechthin und der Theaterdirektor schlechthin, als Typus vorgestellt werden, als Vertreter je einer Idee; ihr gegenseitiges Verhältnis, der Zusammenstoß und Ausgleich ihrer Absichten und Wünsche, soll zu einem allgemeingültigen gestempelt werden. Aehnlich steht es, wie man leicht sieht, mit den 'Personen' der Tierfabel. 'Der' Fuchs und 'der' Wolf, die hier auftreten, sind nicht ein bestimmter und noch weniger ein beliebiger Fuchs oder Wolf, sondern typische Vertreter ihrer Gattung; daß sie daneben auch moralisierend zu Vertretern gewisser menschlicher Charaktere gemacht werden, ist kein wesentlicher Zug der Tierfabel. Hier nähern wir uns nun wieder der Grenzlinie, die die Eigenwelt der Dichtung von der Wirklichkeit des Tages scheidet. Wenn wir sprichwörtlich sagen: «*Auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird*», so haben wir die gleiche typisierende Vereinzelung vollzogen, wie der Schöpfer der Tierfabel. Diese typisierende Vereinzelung kann nicht durch eine andere Ausdrucksweise ersetzt werden, ohne daß die Lebendigkeit des Bildes verloren ginge. «*Ein Wurm, der getreten wird, krümmt sich*» — das ist nicht ein geschlossenes Bild, sondern eine vor unseren Augen sich erst allmählich aufbauende Vorstellung. Die Form des logischen Urteils «*Jeder Wurm, der . . .*» würde die ganze Bildhaftigkeit des Ausdrucks zerstören und übrigens die Allgemeingültigkeit in einer dem Gedanken ganz unangemessenen Weise hervorheben.

Diese typische Verdichtung beschränkt sich aber keineswegs auf die immerhin noch in gewisser Weise der Dichtung nahestehenden Sprichwörter. Selbst die Wissenschaft bedient sich ihrer, wenn sie etwa von dem Vorkommen 'des' Löwen oder von den Eigenschaften 'der' Rose spricht, und weiterhin von 'dem' Kunstwerk, 'der' Sonate usw. Wir erkennen deutlich: 'das' Tier heißt *Löwe*, 'die' Blume heißt *Rose*; aber die Tiere, die wir im Käfig sehen, sind Löwen, die Blumen in der Vase sind Rosen. (Man denke sich einmal das Wort

Digitized by Google

Rose in der Shakespeare-Stelle in die Mehrzahl gesetzt.) Benannt wird, im strengen Sinne des Wortes, nicht das Einzelding und auch nicht die Gesamtheit der Dinge einer Gattung; benannt wird 'das' Ding, hinter der Benennung birgt sich die Idee des Dinges; hinter der Welt der benannten Dinge birgt sich die Welt der in typischer Einheit vorgestellten Gattungen, das Reich der Ideen. Die Bedeutung des Dingwortes liegt in seiner Fähigkeit, uns eine bestimmte Idee zu vermitteln. Die Idee steht also zur Wortbedeutung in allerengster Beziehung.

Wir brechen hier die Untersuchung über das Verhältnis zwischen Nomen proprium und Nomen appellativum ab und suchen uns von einem andern Punkte her unserem Ziel zu nähern.

Digitized by Google

8. Kapitel.

Bedeutung als ideelle Einheit.

Die Benennungsfunktion des Namens — in seiner ausgeprägtesten Erscheinungsweise als Eigenname einer realen Person — besteht darin, daß er ein 'dies' unwechselbar bezeichnet. Eine Beziehung auf 'diese' von mir vermeinte Person kann an sich nicht den Inhalt einer Wortbedeutung bilden, sie kann mit den Mitteln der Sprache im allgemeinen nicht in einer für alle Sprachgenossen verständlichen und verbindlichen Weise dargestellt werden, weil weder die besondere Mannigfaltigkeit des 'dies' in die Sprache eingehen kann, noch auch das Netz realer Beziehungen, die mich und andere mit 'dieser' Person verbinden und für mich seine Diesheit konstituieren, anders als durch pronominelle Beziehungen auf meine eigene Person oder auf andere Namensträger darzustellen ist; weil also weder die Individualität, noch die Identität des 'dies' von der Sprache in der Weise des Bedeutens erfaßt werden kann. Indirekt freilich läßt sich die Individualität durch Herausheben hervorstechender, auszeichnender Eigenschaften, die Identität durch Beziehungs-Ausdrücke wie *'mein Vater'*, *'der Fürst des Landes'* u. ä. sprachlich darstellen.

Es ist nun aber doch denkbar, daß ein Appellativum, ein Begriffswort, unter Umständen eine für alle Sprachgenossen sofort verständliche Beziehung auf ein und denselben realen Gegenstand erhält, wie etwa im Familienkreis *'der Vater'* (daher auch nach der Weise der Eigennamen artikellos: *Vater ist nach Hause gekommen).* Wo die Sprach-

Digitized by Google

genossenschaft eine politische Einheit bildet, deutet die Bezeichnung des Herrschers ohne weiteres auf dessen Person, und andrerseits kann der Name des Herrschers zugleich seinen Begriff bezeichnen, wie bei den römischen Cäsaren. Freilich löst sich, für unser Denken wenigstens, in solchen Fällen der Begriff vom Namen los, wenn etwa nach dem Tode des Herrschers ein anderer an seine Stelle tritt; dann bezeichnet das Wort '*König*' eben doch eine andere Person. Aber es ist nicht gesagt, daß diese Scheidung wirklich vollzogen wird; für das frühe Denken stellt sich die Sache wohl tatsächlich vielfach so dar, daß die einzelnen Herrscherpersonen doch in gewisser Weise als identisch, etwa als Inkarnationen eines und desselben, göttlichen oder sonst übermenschlichen Wesens angesehen werden (vgl. *le roi est mort, vive le roi;* die Idee des Königs ist unsterblich). Wir erinnern daran, daß der Begriff der personellen Identität keineswegs zum ursprünglichsten Bestand des Denkens gehört, daß wir ihn jedenfalls stark modifizieren und dehnbar gestalten müssen, um ihn dem frühen Denken anzupassen.

Auch in unseren Sprachen gibt es nun namenhafte Bezeichnungen, denen nur ein einziges Exemplar entspricht, und die wir doch als Begriffsworte gelten lassen, weil eben die Beziehung für alle Sprachgenossen dieselbe ist, weil sie, als Beziehung, zum Bedeutungsbestande des Wortes gehört. Dahin gehören: *Erde, Himmel, Sonne, Mond* — um nur diejenigen zu nennen, deren Vermehrheitlichung auf die Sprache der Wissenschaft (und allenfalls den metaphysisch-religiös gefärbten dichterischen Sprachgebrauch) beschränkt ist. Dem Bedeutungsbestande dieser Wörter gehören gewisse, für uns alle in gleicher Weise gegebenen Beziehungen an. Die Bedeutung *Erde* erschöpft sich nicht in irgendwelchen Merkmalen begrifflicher Art, die Erde ist zunächst 'das zu unsern Füßen', 'das, worauf wir wandeln', und diese Beziehung gehört ebenso notwendig zur Bedeutung des Wortes *Erde,* wie zur Bedeutung des Wortes

Digitized by Google

Himmel die Beziehung 'das zu unseren Häupten' gehört, und so weiter. Das Fürwort *wir* hat hier allerdings unbestimmt verschwimmende Horizonte; für die Bedeutungsfrage ist wesentlich, daß jedenfalls alle diejenigen, für die die Bedeutung gilt, die Sprachgenossen also, in dieses *wir* miteinbegriffen sind.

Einzielige Begriffsworte dieser Art wollen wir *Monosemantika* nennen, weil der übliche Terminus *Individualbegriff* auch die Eigennamen mit umfaßt, bei denen doch kein eigentliches Bedeutungsverhältnis vorliegt. Mit Rücksicht darauf, daß das deutsche Wort *eindeutig* bereits in anderem Sinne festgelegt ist, habe ich mich in diesem einen Falle entschlossen, ein, wie ich hoffe, inhaltlich vollkommen durchsichtiges Fremdwort in die Terminologie neu einzuführen.

Die Zahl der allen Sprachgenossen in gleicher Weise gegebenen und damit in der Weise der Wortbedeutung faßbaren Einzelgegenstände steht offenbar in einem gewissen notwendigen Verhältnis einerseits zum Umfang, andrerseits zur Denkweise der Sprachgenossenschaft. Ihre Zahl wird um so größer sein, je enger die Sprachgenossenschaft begrenzt ist und je weniger das Bedürfnis nach begrifflicher Abstraktion, für die es schließlich nichts Einzelnes mehr gibt, das Denken durchsetzt und die Anschauung zersetzt hat. Wir wissen heute, daß nicht nur die Erde einen Mond hat, und so ist für uns *Mond* zum wissenschaftlichen Begriff für den Begleiter eines Planeten geworden, wir sprechen z. B. auch von den *Monden* des Jupiter. '*Der Mond*' schlechthin ist natürlich trotzdem immer der alte 'gute' Mond, den wir gar nicht anders als persönlich sehen können; aber die Bedeutungsfunktion hat sich doch schon gespalten. Für ein seßhaftes Volk ist *Meer* der Name des Meeres, dem es zunächst wohnt; erst durch die Seefahrt, durch die Erweiterung des Gesichtskreises wird es zu einem näherer Unterscheidung bedürftigen Begriff, jetzt erst bekommt der Plural *die Meere* einen Sinn. *Die Luft* ist für uns freilich auch noch in erster Linie das, was wir

Digitized by Google

atmen; aber wir wissen doch auch, daß sie ein Gemisch von Gasen ist, wir haben sie damit begrifflich erschlossen und dem Begriff des '*Gases*' untergeordnet, wir können sie verflüssigen und fest machen wie andere Gase auch; dann ist sie aber nicht mehr das, was wir atmen. Als '*Atmosphäre*' ist die Lufthülle der Erde dem Begriff '*Gashülle eines Weltkörpers*' untergeordnet und auch nach dieser Richtung aus ihrer Vereinzelung befreit. So rührt die fortschreitende begriffliche und technische Bewältigung der Natur bereits an den letzten Bestand der echten Monosemantika.

Gleichwohl müssen wir uns an diese Reste halten, um über das Wesen der Bedeutungs-Einheit ins klare zu kommen. Denn so entschieden sich für unser Denken die monosemantischen Begriffsworte von den eigentlichen Gattungsbegriffen abheben, die eine Mannigfaltigkeit diskreter realer Gegebenheiten unter sich befassen — so fließend sind doch die Übergänge zwischen beiden Typen. Im Grunde ist alle Begriffsbildung monosemantisch, sofern sie die hinter der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen stehende Einheit der Idee meint.

Wir sprachen schon im vorigen Kapitel von der eigenartigen Gepflogenheit des Denkens, Begriffe in typisierender Vereinzelung vorzustellen, z. B. von 'dem' Tier, 'der' Pflanze zu reden usw. Gerade mit Beziehung auf diese typisierende Vereinzelung läßt sich der Terminus 'Name' für Bezeichnungen der Gattungen von Lebewesen rechtfertigen. Der einzelne Hund, der mich auf der Straße anbellt, heißt nicht *Hund*, sondern *Karo* oder *Hektor;* wohl aber heißt 'dieses Tier' so, sofern es als Vertreter seiner Gattung, als Verwirklichung der Idee Hund aufgefaßt wird. Die Gattung, die mit dem Namen erfaßt wird, steht hinter jeder einzelnen Erscheinung; die Idee der Gattung läßt sich durch die Erscheinung des Exemplars hindurch anschauen und ist mit ihr gegeben. Die ideelle Einheit der Gattung Hund steht aber in naher Wesensbeziehung zu dem Bedeutungsgehalt der Monosemantika.

Digitized by Google

Der Uebergang zeigt sich deutlich etwa in den Bezeichnungen der Naturkräfte. '*Das Feuer*' ist für uns eine ähnlich typische Anschauung, wie '*das Tier*', nur daß wir hier schwerer zwischen der einzelnen Erscheinung und der typischen Anschauung scheiden können, weil das einzelne Feuer ja ein zeitlich begrenzter Vorgang ist, nicht ein in der Zeit beharrender Gegenstand; wir fassen die einzelnen Feuerbrände oder sonstigen Feuererscheinungen als Aeußerungen einer und derselben Naturmacht, '*des*' Feuers, auf, ähnlich wie wir das einzelne Tier als Verwirklichung der Idee seiner Gattung auffassen. Aehnlich spricht man wohl auch von 'dem' Blitz (jemand wird *vom Blitz* erschlagen, nicht *von einem Blitz*), und dann weiter gerade von den zerstörenden Mächten, deren wir auch heute noch nicht völlig Herr geworden sind und denen gegenüber unsere seelische Einstellung sich deshalb auch weniger von der frühmenschlichen unterscheidet, als es gegenüber den uns dienstbar gemachten Naturkräften der Fall ist. Auch die Namen der Krankheiten sind in dieser Weise singularisch typisiert, in einer Gegend herrscht '*die*' *Cholera*, '*die*' *Grippe* fordert ihre Opfer, und wenn jemand zweimal nacheinander an dieser Krankheit erkrankt ist, so hat er nicht zwei Grippen gehabt, sondern zweimal 'die' Grippe. 'Die' Grippe wird, ohne daß diese Anschauung voll bewußt würde, als eine Art selbständigen, fast persönlichen Wesens, man könnte sagen: als Krankheitsdämon gefaßt; die Krankheit trägt den Namen des Dämons.

Wir können an diesen Resten früher Begriffsbildungen uns noch recht wohl klar machen, was eigentlich in solchen Fällen der Sinn der Namensnennung war. Eine ärztliche Diagnose hat immer etwas Beruhigendes gegenüber der schrecklichen Unsicherheit über das Wesen der Krankheit. Wenn die Sache einmal bei ihrem Namen genannt ist, hat man das Gefühl, ihr nicht mehr vollkommen machtlos gegenüberzustehen — auch wenn die tatsächlichen Hilfsmöglichkeiten recht gering sind. Darin lebt eine wohlbekannte früh-

Digitized by Google

menschliche Auffassung weiter. Nach primitiver Anschauung ist der Name ja ein wesentlicher Bestandteil der Person, wie sein Bild, sein Schatten usw.; das Wissen des Namens ist die erste Voraussetzung, um Macht über eine Person oder eine vorgestellte Wesenheit zu erlangen. In dieser Vorstellung ist die logische *vis* des Namens vorgedeutet: die Nennung ist der erste Akt geistiger Bewältigung. Die Auffassung aller Erscheinungsweisen einer Naturkraft als Aeußerungen einer und derselben, durch einen Namen kenntlichen und durch ihn zu bannenden dämonischen Macht ist die Vorstufe der begrifflichen Erfassung. Die Auffassung des Verhältnisses von Gattung und Einzelwesen ist hiervon ursprünglich nicht wesentlich verschieden. Noch heute sagen wir: *der Jäger jagt den Hirsch, den Fuchs.* Seine Angriffe richten sich gegen die Gattung als solche, deren Einheit sich in der Phantasie der Naturvölker vielfach geradezu als dämonische oder göttliche Realität darstellt, als ein fast im Sinne Platons an einem jenseitigen Orte lebend gedachtes Urbild, das mit dem einzelnen Tier und der einzelnen Pflanze in mystischer Weise identifiziert wird — ganz wie wir eine einzelne Erkrankung mit 'der' Krankheit identifizieren. Auch im Gebiet der Stoffnamen begegnen wir solchen primitiv-dämonischen Ideenbildungen: Metallnamen wie *Kobalt* (d. i. Kobold) und *Nickel* zeigen diese Auffassungsweise noch im Denken der Bergleute lebendig.

In dieser frühmenschlichen Denkweise berühren sich aber offenbar auch die Monosemantika, deren persönliche Auffassung auch uns Heutigen noch naheliegt und im sprachlichen Ausdruck sich ganz unvermeidlich einstellt, mit den Gattungs- und Stoffnamen. Ob der ideale Gegenstand dieser Wortbedeutungen sich in der Wirklichkeit als reale, körperliche oder räumliche Einheit darstellt oder nicht, ist schließlich gleichgültig. Wesentlich ist, daß diese Gegenstände, wie Sonne, Mond, Erde usw. als Träger gewisser Kräfte erscheinen und damit als Sitz einer in ihnen wirkenden Macht

Digitized by Google

— oder auch geradezu als diese Macht selbst. Der Uebergang von der Elementarkraft zum Element ist überall fließend, wo nicht die Denkweise der exakten Naturwissenschaft zwischen Energie und Energiequelle scheidet. Wir nennen Feuer und Wasser auch heute noch in einem Atem, obwohl doch das Wasser ein Stoff, das Feuer dagegen eine bloße Naturerscheinung oder Naturkraft ist. Wie das Feuer die Macht ist, die in 'unser' Leben als Spenderin der Wärme und als verheerende Zerstörerin eingreift, so ist die 'Mutter Erde' unsere Ernährerin, ist das Wasser Träger reinigender Kräfte, sind Sonne und Mond für 'uns' die Quellen bestimmter segens- oder unheilvoller Wirkungen. Träger solcher Wirkungen sind aber auch die Tiere, die Pflanzen, nicht als Einzelexemplare, sondern als Gattungen; so sind etwa die einzelnen Exemplare eines Heilkrautes Träger einer Wirkung und also für das rein auf diese Wirkung eingestellte Denken schlechtweg eins oder identisch, vermöge ihrer Identität mit der durch diese Wirkung bestimmten Gattungsidee, von der die Einzelerscheinung ja nicht streng geschieden wird. Zwischen dem Gleichen und dem Nämlichen — Kategorien, die sich ja auch im heutigen unbefangenen Sprachgebrauch leicht ineinanderschieben — besteht hier also noch keine deutliche Schranke; identische Diesheit und individuelles Sobeschaffensein, So-Wirken werden noch nicht scharf auseinandergehalten, und damit entfällt für diese Stufe des Denkens auch die Möglichkeit, zwischen eindeutiger Zielbezogenheit des Namens und allgemeiner Geltung der Wortbedeutung zu scheiden. Von hier aus fällt auch erst das richtige Licht auf die bedeutsame Tatsache der Namensgemeinschaft und Namenswiederholung: die verschiedenen Träger des gleichen Namens sind ursprünglich im selben Sinne identisch, wie etwa die Exemplare einer Tierart oder die zeitlich getrennten Aeußerungen einer Naturkraft.

Diese Denkweise ist freilich nicht mehr die unsrige, und doch beherrscht sie den sprachlichen Ausdruck so ent-

Digitized by Google

schieden, daß unser Denken sich immer wieder erst von ihr freimachen muß, um sich seiner selbst bewußt zu werden. Die Redeweise des Alltags hat keinen Anlaß, sich von diesen Bindungen zu befreien, und die Wissenschaft kann zwar alle mit der Sprache gegebenen Anschauungen "einklammern", sie aber doch im sprachlichen Ausdruck nicht ganz entbehren. Die in der Sprache niedergelegten Begriffe von Gegenständen sind zunächst einfach Gegenstandsideen: die Idee des Gegenstandes wird bestimmt durch seine Wirkungsweise auf '*uns*', das heißt auf diejenigen Menschen, für die die Bezeichnung des Gegenstandes einen Sinn hat. '*Der Ofen*' spendet uns Wärme, '*der Hund*' beschützt unser Haus und macht uns durch sein Bellen auf drohende Gefahren aufmerksam, '*der Hahn*' verkündet uns mit seinem Krähen den nahenden Tag, '*der Baum*' gibt uns Schatten, '*die Quelle*' spendet uns Wasser, '*der Regen*' näßt uns, '*die Zeitung*' bringt uns Neuigkeiten und so fort. Wo die Sprache eine Mannigfaltigkeit von Erscheinungen unter die Einheit einer gegenständlichen Benennung begreift, da bringt sie zum Ausdruck, daß alle diese mannigfachen Erscheinungen 'uns' in gewissem Sinne als gleichwertig und gleichbedeutend erscheinen.

Gegenständliche Wortbedeutung ist verdichtetes Gesamterleben, Gestaltetsein der Idee des Gegenstandes durch die Erlebensweise der Gesamtheit; als Träger dieses verdichteten Gesamterlebens ermöglicht der Name die Deutung der Erscheinung durch die dem Denken der Gemeinschaft gemäße Idee, und damit die Einordnung der einzelnen Erscheinung in das Ganze des in der Sprache niedergelegten Weltbildes. Die Bedeutung des Wortes liegt darin, daß es von dieser dem Denken der Gemeinschaft entsprungenen Idee erfüllt ist; Bedeutung ist das, was 'man' sich bei dem Worte denkt.

Digitized by Google

9. Kapitel.

Bedeutung als begrifflicher Gehalt. Idee und Begriff.

Wir machen einen Augenblick halt und blicken auf den Weg zurück, den wir gekommen sind. Sein Ausgangspunkt lag außerhalb des Bedeutungsgebietes: es war die Beziehung des bedeutungslosen Personennamens auf seinen zufälligen Träger. Die Leistung des Namens erblickten wir in der Identifikation, in der Kennzeichnung eines 'dies', eines in seiner festen Beziehung zu meinem Ich Beharrenden im Wechsel der Erscheinung.

Ein Beharrendes im Wechsel der Erscheinung fanden wir aber auch im Bereich der Wortbedeutung als ihren gegenständlichen Kern vor; wir nannten es die Idee. 'Der' Vogel, 'der' Baum, 'das' Haus, die Ideen 'Vogel', 'Baum', 'Haus' — das sind für uns die gegenständlichen Inhalte der Worte *Vogel, Baum, Haus.* Der einzelne reale Gegenstand, das Ding oder Lebewesen, wird von 'uns' — d. h. von allen Sprachgenossen gleichsinnig — gedeutet als Verwirklichung der in uns lebenden, durch die Sprache vermittelten Idee dieses oder jenes Dinges, dieses oder jenes Lebewesens.

Der gegenständliche Gehalt der Wortbedeutung darf nicht mit der möglichen Beziehung auf einen bestimmten realen Gegenstand verwechselt werden. Der Ausdruck »*Dieses Haus*« — im Zusammenhang der Rede auch einfach »*das Haus*« — meint allerdings einen bestimmten Gegenstand, auf den er sich in der Weise eines Eigennamens bezieht; aber dieses reale Haus ist nicht der gegenständliche Inhalt der

Digitized by Google

Wortbedeutung, die samt diesem Inhalt auch ohne jede reale Beziehung mit dem Worte als solchem schon gegeben ist, 'dieses Haus' ist nicht 'das' Haus, nicht die Idee des Hauses. Die Idee ist — im Gegensatz zum Träger des Eigennamens wie zum einzelnen vermeinten Haus — nichts Reales. Ob und wie weit ihr auch in der 'Wirklichkeit' etwas wie eine gegenständliche Einheit entspricht, ist verhältnismäßig gleichgültig (wobei wir übrigens dahingestellt sein lassen, ob es überhaupt in der 'Wirklichkeit' gegenständliche Einheiten 'gibt'). 'Monosemantische' Worte verschiedener Sprachen wie *Erde tellus γῆ* mögen sich auf denselben Gegenstand beziehen — sie fassen ihn doch in sehr verschiedener Weise auf, und der verschiedenen Weise der Auffassung entsprechend gestalten sich die Ideen verschieden, die der Deutsche, der Römer, der Grieche von der Sache hat, und damit scheiden sich auch die Bedeutungen der Worte *Erde tellus γῆ*.

Entsprechendes gilt für kollektive Bedeutungen. Es mögen die gleichen Tierarten sein, die etwa das lat. *avis* und das deutsche *Vogel* unter sich befaßt — die Bedeutung der Worte ist doch nicht einfach die gleiche, die Idee des Vogels gestaltet sich in beiden Sprachen durch 'subjektive' Zutaten zu dem 'objektiven' Bestand des fliegenden oder flatternden, befiederten Geschöpfes verschieden. Der Römer, der an die weissagende Kraft des Vogelfluges glaubt, 'denkt sich' nicht das Gleiche bei dem Wort wie der Deutsche, dem der Flug des Vogels ein Sinnbild der Ferne und der Sehnsucht ist. Bedeutung aber ist das, was man sich bei dem Worte denkt. Nicht einfach der reale Gegenstand, an den man denkt, wie beim Namen, sondern das, was uns das Wort 'besagt' und wodurch es die Auffassung des einzelnen Gegenstandes bestimmt.

Es ist wohl kaum nötig, darauf hinzuweisen, daß die Bedeutung eines fremdsprachlichen Wortes nicht einfach das ist, was im Wörterbuch auf deutsch daneben steht. Ein lat. Wort hat auch nicht soviele Bedeutungen, als deutsche Worte

Digitized by Google

dafür gesetzt werden können. Es ist überhaupt sehr fraglich, ob ein deutsches und ein lateinisches Wort sich in der Bedeutung entsprechen können. Ein Römer der Zeit Ciceros und ein Deutscher des 20. Jahrhunderts können vielleicht gar nicht dasselbe 'meinen'.

In der deutenden Bezogenheit der Idee auf reale Gegenstände sehen wir ihre begriffliche Leistung, die uns zunächst beschäftigen soll.

Aus Gründen, die sich später von selbst erhellen werden, beschränkt sich unsere Darstellung auf den Begriffsgehalt der Substantiva, als der eigentlichen Begriffsworte. Innerhalb des substantivischen Bereichs werden für uns die Begriffe gegenständlichen Inhalts auch weiterhin im Vordergrunde stehen. Begriffe von Vorgängen, Eigenschaften, Beziehungen wurzeln im verbalen, adjektivischen, pronominalen Bereich. So weist etwa der Begriff der Bewegung auf das Vorgangswort *sich bewegen,* genauer noch auf den Vorgangsausdruck *'etwas bewegt sich'*. Der Begriff der Größe weist auf das Adj. *groß,* ein raumzeitlicher Beziehungsbegriff wie *Gegenwart* auf den Beziehungswert der Pronominaladverbien *hier* und *jetzt.* Für alle diese Wortkategorien aber liegt das Bedeutungsproblem — für die Pronominalien wurde dies bereits früher (S. 69) im Zusammenhang mit den Eigennamen angedeutet — wesentlich anders als für das Dingwort. — Mit der Substantivierung ist allerdings ein gewisses Maß der Verdinglichung bereits gegeben. Das Substantivum *Regen* unterscheidet sich von dem Vorgangsausdruck *»es regnet«* nicht nur in der Weise der grammatischen Handhabung, sondern auch in der Hinneigung zu konkreter Umdeutung. *Regen* ist nicht mehr einfach ein Vorgang, nicht mehr nur das Fallen der Wassertropfen, sondern auch diese Tropfen selbst. *Hauch* ist nicht nur der Vorgang des Hauchens, sondern auch die ausgeatmete Luft. *Die Bläue, das Blau* ist nicht nur die Eigenschaft blau zu sein, sondern auch der blaue Himmel oder das blaue Meer. Eine verbrecherische Handlung, die in ihren bösen Folgen fortwirkt, gewinnt nun

Digitized by Google

als '*das Verbrechen*', '*die Schuld*' eine Art metaphysischer Gegenständlichkeit, sie '*lastet*' auf der Seele, sie '*nagt*' an ihr, sie '*läßt sich nicht abschütteln*' usw. Kurz, der ganze Bereich des subtsantivischen Ausdrucks, dessen wir uns stets und unwillkürlich bedienen, um den Begriff eines Vorgangs, einer Eigenschaft, einer Beziehung sprachlich zu erfassen — der ganze Bereich des substantivischen Ausdrucks weist auf die Kategorie Gegenstand als seinen eigentlichen Kern hin, und selbst den abstraktesten Begriffen haftet noch kraft der substantivischen Form ein Erdenrest gegenständlicher Verdichtung an, der oft peinlich empfunden wird. Wir tun darum am besten, uns auf den Bereich zu beschränken, in dem diese Gegenständlichkeit des begrifflichen Denkens bodenständig und heimisch ist, auf die Begriffe von realen Gegenständen; dagegen Fälle aus dem Spiel zu lassen, in denen die Form des Gegenstandes nur gleichsam das Netz ist, um die an sich nicht gegenständliche Bewegung, Eigenschaft oder Beziehung einzufangen.

Wir werden ferner im Bereich der Gegenstandsbezeichnungen unser Arbeitsfeld noch enger abgrenzen, indem wir uns beschränken auf Worte von wesentlich einheitlicher und einfacher Bedeutung. Die sehr schwierige Frage, ob ein Wort überhaupt mehrere Bedeutungen haben kann, oder ob es sich nicht vielmehr nur um verschiedene Seiten 'der' Bedeutung handelt (oder aber um verschiedene, wenn auch gleichlautende und etymologisch identische Wörter) — diese Frage soll hier nur gestreift werden. Denken wir etwa an die sehr verschiedenartigen Gegenstände, die das Wort *Feder* bezeichnen kann — Feder im Uhrwerk, Feder zum Schreiben, Feder des Vogels —, so werden wir versucht sein, von verschiedenen Bedeutungen zu sprechen — wie wir ja auch oben, in Uebereinstimmung mit dem herrschenden Sprachgebrauch, unbefangen gelegentlich von verschiedenen Bedeutungen des Wortes *Ausdruck* sprachen. Aber das Sprachgefühl sagt doch auch dem mit der Bedeutungsgeschichte

Digitized by Google

nicht Vertrauten, daß die Feder im Uhrwerk und die Feder zum Schreiben eben doch nur 'sogenannte' Federn sind im Vergleich zu der Feder des Vogels — falls überhaupt noch ein Bedeutungszusammenhang gefühlt wird, und andernfalls handelt es sich nicht mehr um verschiedene Bedeutungen eines Wortes, sondern um Homonyme. Man kann sinngemäß fragen, wie man dazu kommt, eine Metallspirale oder ein Schreibgerät als *Feder* zu bezeichnen, aber man kann nicht umgekehrt fragen, warum die Körperbekleidung des Vogels denselben Namen trägt wie die Spirale in der Uhr. Damit scheidet sich der Bereich der eigentlichen Wortbedeutung von dem seiner gelegentlichen Verwendung zur mehr notdürftigen Bezeichnung gewisser Gegenstände. *Φύσει* bezeichnet das Wort den Naturgegenstand, *θέσει* jene von Menschen geschaffenen Werkzeuge.

Aehnliche Schichtungen innerhalb der Bedeutung werden sich überall aufweisen lassen als im Sprachgefühl unmittelbar lebendige Rückstände der Bedeutungsgeschichte. Daß wir überhaupt nach dem Grund solcher Mehrdeutigkeit fragen, beweist, daß das Wort für uns von Hause aus Bedeutungseinheit ist; der Satz, daß die Einheit das Ursprüngliche, die Bedeutungsspaltung das Sekundäre ist, erscheint unmittelbar evident. Für uns soll indes dieser ganze Fragenkomplex hier ausscheiden, indem wir uns auf Worte von wesentlich einheitlicher Bedeutung beschränken und nur gelegentlich zu besonderen Zwecken die bewußt übertragene Anwendung heranziehen.

Wir beschränken uns ferner auf einfache Dingworte, d. h. wir scheiden alle Zusammensetzungen aus unserer Betrachtung aus, und endlich auf primäre Dingworte, d. h. auf solche, die nicht ihrerseits durch ihre sprachliche Form als Ableitungen von adjektivischen oder verbalen Wurzeln gekennzeichnet sind (wie etwa *Trank: trinken).*

Als begriffliche Leistung im allerweitesten Sinne läßt sich jede Vereinheitlichung des Mannigfaltigen auffassen. Ein

Digitized by Google

gewisses Maß begrifflicher Leistung steckt schon im Personennamen, sofern er eben die hinter einer Mannigfaltigkeit von Handlungen und Erscheinungsweisen stehende Einheit meint: von hier aus ist die Leistung der historischen Begriffsbildung zu verstehen, auf die schon oben (S. 70) hingewiesen wurde. Im besonderen Sinne verstehen wir freilich unter begrifflicher Leistung vor allem die Unterordnung des Einzelnen unter allgemeine Begriffe. Doch sind die Uebergänge, wie wir sahen, fließend. Sowie wir von der bedeutungsmäßig nicht erfaßbaren identischen Realität der personalen Namensträger in irgend einer Richtung fortschreiten, nähern wir uns dem Allgemeinbegriff, in dem beharrende Züge, 'Merkmale', an die Stelle treten, die dort von der lebendigen Einheit der Person eingenommen war.

Die begriffliche Leistung des Wortes und damit die begriffliche Seite der Wortbedeutung steht in enger Beziehung zu dem Erkenntniswert der Idee, die den gegenständlichen Inhalt des Wortes darstellt. Wir vergleichen zunächst im Hinblick auf diese Erkenntnisleistung die allgemeine Wortbedeutung mit dem Eigennamen. Ob ich einen Menschen als meinen Freund X 'erkenne', oder eine Blume als Rose 'erkenne', macht für den Vorgang des Erkennens selbst zunächst nichts aus. In beiden Fällen habe ich einen Gegenstand der Wirklichkeit mit einem in mir lebenden Bild — im einen Fall dem der Person, im andern dem der Gattung — in Beziehung gesetzt; dieses Bild trug im einen Fall den Namen meines Freundes, im andern den einer Blumenart. An welchen 'Merkmalen' ich die Blume als Rose erkannte, wird mir ebensowenig bewußt, wie an welchen Merkmalen ich die mir begegnende Person als meinen Freund X erkannte. — Anders spielt sich der Vorgang des Erkennens ab, wenn das gewohnte Bild des Gegenstandes irgendwie gestört ist. Ich sehe etwa einen Gegenstand im Wege liegen, den ich zunächst nicht genau erkenne. Ich hebe ihn auf und merke nun an seinem geringen Gewicht, daß es nicht, wie es zuerst

Digitized by Google

etwa scheinen mochte, ein Stein, sondern ein Stück Kohle ist, dessen schwarze Farbe vom Straßenstaub verdeckt war. Jch drehe das Ding um oder entferne den Staub und nehme nun auch die schwarze Farbe wahr. An den beiden Merkmalen des geringen Gewichts und der schwarzen Farbe habe ich nun den Gegenstand mit Gewißheit als Kohle erkannt.

Aehnlich, nur umständlicher, gestaltet sich das Verfahren etwa des Zoologen, des Botanikers oder Chemikers, wenn er ein Tier, eine Pflanze, einen Stoff 'bestimmt'. Die Merkmale der einzelnen Gattungen braucht er freilich nicht im Kopf zu haben, es genügt für ihn, sie aus Büchern feststellen zu können, um mit Sicherheit den Gegenstand zu bestimmen. Dagegen würden diese Methoden versagen müssen, wenn es sich darum handelte, die Identität eines Menschen festzustellen. Hier würde der Nachweis zu liefern sein, wann und wo und als wessen Sohn der fragliche Mensch geboren ist. Die Identität der Person kann nicht durch exakte Merkmale erschöpft werden, sondern nur durch Relationen.

Wir erkennen nun, daß der gegenständliche Kern der Wortbedeutung, die Idee des Gegenstandes, hinsichtlich ihrer begrifflichen Leistung in der Mitte liegt zwischen dem, was mir der Name besagt, und dem, was den wissenschaftlichen Begriff ausmacht: zwischen dem individuellen Erscheinungsbild und dem reinen Merkmalkomplex. Das innere Bild des Gegenstandes, das wir die Idee nannten — es braucht kein visuelles Bild zu sein — stellt 'den Gegenstand' an sich, etwa 'die' Rose, 'die' Kohle vor und vergleicht sich so dem Erinnerungsbild einer realen Person. Es lassen sich aber aus diesem wie immer gearteten inneren Bild einzelne Züge als 'Merkmale' herausheben, auf Grund deren ich den einzelnen realen Gegenstand als zum Bereich des Dingbegriffs gehörig erkenne. Je exakter diese Merkmale gefaßt werden, je mehr sie aus subjektiven Empfindungsdaten zu meßbaren, zahlenmäßig darstellbaren Werten umgeschaffen werden, um so näher kommt das Denken dem wissenschaftlichen Begriff,

Digitized by Google

um so weiter aber entfernt es sich zugleich vom Erscheinungsbild. Je enger andrerseits die Bedeutung mit dem Erscheinungsbild verknüpft ist, um so mehr werden sich die Worte bloßen Namen annähern.

Es ist bekannt, daß diese Verknüpfung in den Sprachen der Naturvölker weit enger ist, als in den Kultursprachen; man pflegt ja von den 'anschaulichen' oder 'konkreten' Begriffen der Primitiven zu reden im Gegensatz zu den abstrakten Begriffen des reifen Denkens. Die Sprache der Lappen hat beispielsweise für jeden Zustand des Schnees eine eigene Bezeichnung, aber es fehlt ein Ausdruck für den Begriff 'Schnee'. Die Begriffe sind in diesem frühen Stadium der Sprache eben nur verdichtete Anschauungen; je differenzierter sie sind, um so weniger begreifen sie unter sich, um so geringer ist m. a. W. ihre begriffliche Leistung. So bestätigt sich auch von dieser Seite her unsere Feststellung, daß im frühmenschlichen Denken identische Nennfunktion und generelle Bedeutung noch nicht scharf geschieden sind. Es ist freilich zu bedenken, daß der Naturmensch infolge seines viel engeren und lebendigeren Verhältnisses zur Natur wie auch seines vorzüglichen Erinnerungsvermögens weit weniger auf Begriffe angewiesen ist als etwa der naturferne europäische Stadtmensch.

Je umfassender und vielgestaltiger die Mannigfaltigkeit ist, die von der Wortbedeutung als Einheit erfaßt wird, um so entschiedener treten die beherrschenden Merkmale in den Vordergrund, bis schließlich der wissenschaftliche Begriff nur noch einen Komplex gewisser allgemeingültiger und wesentlicher Merkmale darstellt. Allgemeingültig und wesentlich sind diese Merkmale im Gegensatz zu jenen empirischen, deren sich die Erfahrung zu rein praktischen Zwecken bedient. Wenn ich in unserem Beispiel einen Gegenstand an Gewicht und Farbe als Kohle erkenne, so sind das ja sehr nebensächliche Merkmale, die zum Wesen der Kohle, wie es sich dem Physiker oder auch dem Volkswirt darstellt,

Digitized by Google

nur wenig Beziehung haben. Andrerseits aber lassen sich diese erscheinungsmäßigen Merkmale unschwer aus dem in mir lebenden 'Bild' der Kohle herausheben oder zu ihm in vergleichende Beziehung setzen — ähnlich wie etwa für das Erkennen eines Menschen die zufälligen 'besonderen Kennzeichen', eine Narbe etwa, unter Umständen völlig ausreichen, so wenig sie an und für sich mit der Person als solcher zu tun haben mögen.

Die Mittelstellung der Wortbedeutung zwischen Namensgeltung und exakt-begrifflicher Erfassung mag noch an einem weiteren Beispiel erläutert werden. Unsere Sprache hat für die verschiedenen Aggregatzustände, in denen das Wasser in der Natur vorkommt, eigene Namen: *Wasser, Schnee, Reif, Eis, Dampf.* Wir 'wissen' allerdings, daß alle diese Erscheinungen im Grunde dasselbe sind, nämlich Wasser oder genauer: H_2O. Gleichwohl können wir für das Leben jene auf halbem Wege der Abstraktion stehen gebliebenen und deshalb bildhaft faßbaren Ideen: *Schnee, Eis, Reif, Dampf* nicht entbehren, weil es für uns praktisch keineswegs gleichgültig ist, ob draußen Schnee und Eis oder nur Nässe herrscht — wie für ein in schneereicher Umgebung lebendes Volk wieder die einzelnen Zustände des Schnees ein besonderes praktisches Interesse haben. Wenn wir gleichwohl in der Sprache der Wissenschaft alle diese Erscheinungen dem Begriff *Wasser* unterordnen, und mit bewußtem Absehen von dem Merkmal der Nässe oder Flüssigkeit *Wasser* sagen, wo wir eigentlich H_2O sagen müssen, so gibt sich in dieser Katachrese die Anschauung kund, daß der flüssige Zustand der eigentlich 'normale' und gleichsam ursprüngliche ist — wie ja das Wasser in diesem Zustande auch allein für die Zwecke der Nahrungsbereitung und Reinigung Verwendung finden kann. Rein logisch betrachtet, könnte man alle Zustände ebensogut als Erscheinungsformen des Eises oder des Dampfes ansprechen, wie man etwa für die meisten Metalle den festen und für die Luft den gasförmigen Zustand als die

Digitized by Google

Norm ansieht, nicht nur, weil sie meist in diesem Zustande erscheinen, sondern vor allem, weil sie uns in diesem Zustande für die Zwecke des Lebens dienen. Die verdichtete Anschauung, die Idee Wasser weitet sich durch diese Katachrese zum wissenschaftlichen Begriff für eine bestimmte Zusammensetzung von Elementen, ohne deswegen im Sprachgebrauch des Alltags ihren anschaulichen Charakter ganz zu verlieren. Und auch die einfache Wortbedeutung *Wasser*, die zunächst nur den flüssigen Aggregatszustand meint, hat einen gewissen Begriffswert gegenüber den mannigfachen Erscheinungsweisen des Wassers in Flüssen, Meeren, Pfützen, Regengüssen usw.

Wir werden demnach die begriffliche Leistung der Idee, zu der die Bedeutung der Dingworte sich für unser Bewußtsein verdichtet, und damit die begriffliche Leistung des Dingwortes zwar entschieden anerkennen, sie aber gleichwohl nicht mit der objektivierenden Leistung exakt wissenschaftlicher Begriffsarbeit verwechseln, so ausgesprochen diese auch das Denken der heutigen abendländischen Menschheit bestimmt. Sehen wir doch heute das Wesentliche eines Gegenstandes in seinen natürlichen Eigenschaften und Wirkungsmöglichkeiten; die Wirklichkeit ist für uns — was keineswegs so 'natürlich' ist, wie es scheint — wesentlich 'Natur', in der es nichts Einzigartiges und Besonderes gibt und geben kann, deren Wirken durch alles beherrschende kausale Gesetze beherrscht ist und von dem, der diese Gesetze kennt, vorausgesehen und in immer wachsendem Maße auch vorausbestimmt werden kann. Während die Denkweise des Märchens Gegenstände kennt, die es nur einmal gibt und denen demzufolge einzigartige Wirkungen zugeschrieben werden, ist es für die naturalistische Auffassung der Wirklichkeit, die unser heutiges waches Denken kennzeichnet, undenkbar, daß irgendein Gegenstand, dieser Stein z. B., nur in diesem einzigen Exemplar vorhanden wäre; es 'gibt' diesen Stein, also gibt es ihn überhaupt, also kommt er, oder kommen

Digitized by Google

die Stoffe, die ihn bilden, auch sonst in der Natur vor, und wir fragen denknotwendig z. B., w o es diesen Stein 'gibt'. So kennt auch unser heutiges Denken keine Gestalten von der Art, wie es die Fabeltiere oder Wunderpflanzen des Märchens sind, die durchaus einmalig und ohne Zusammenhang mit einer Gattung vorgestellt werden; jedes einzelne Tier, jede Pflanze, die wir sehen, ist für uns Exemplar einer Spezies, auch wenn es tatsächlich etwa das letzte vorhandene Exemplar der Spezies sein sollte. So sehen wir denn auch die wesentliche Leistung der Begriffe, mit denen wir die Wirklichkeit als Natur erfassen, in der Einordnung der einzelnen Erscheinung nicht nur in die Einheit der Gattung oder des Stoffbegriffes, sondern in den Gesamtzusammenhang der Natur. Indem wir die einzelne Erscheinung unter einen Begriff bringen, 'begreifen' wir sie zugleich als natürliche Erscheinung. So sehen wir auch bei den Dingbegriffen, wie sie die Sprache uns darbietet, das Wesentliche im exakt Faßbaren, in den Merkmalen also, in denen die 'Natur' des Gegenstandes sich uns darstellt. Auch in phänomenalen Begriffen wie *Eis, Schnee, Reif* stellt sich unserer Denkweise die Bezogenheit einerseits auf den physikalischen Oberbegriff des Wassers, andrerseits auf den physikalischen Formbegriff des Aggregatzustandes als eigentlicher logischer Kern dar, der eine exakte Definition dieser Begriffe gestattet.

Im exakten Begriff, im bloßen Merkmalskomplex, stellt sich schließlich jedes Merkmal als Wert einer für alle gleichgeordneten Komplexe gegebenen variabeln Größe dar. So sind uns im Begriff einer bestimmten Tiergattung Leibesgestalt, Bewegung, Ernährung, Fortpflanzung als Konstanten gegeben, die nur im Einzelfalle verschiedene inhaltliche Erfüllung erfahren, oder im Begriff eines bestimmten Minerals spezifisches Gewicht, Härte, Schmelzpunkt usf. Die Wissenschaft hat sich, um alle Reste einzelsprachlicher Anschauungsweise auszuschalten, für ihre exakten Begriffe eine übersprachliche Nomenklatur geschaffen, die mit dem Bestand

Digitized by Google

der Einzelsprachen nur noch im losen Zusammenhang steht, ähnlich wie am andern Pol die personalen Eigennamen.

Unser ganzes Denken der Wirklichkeit als Natur erweist sich als beherrscht von einem gewaltigen Zug zur Vereinheitlichung, zur Ueberwindung der bunten und rätselvollen Mannigfaltigkeit des Lebens durch Erkenntnis der alles beherrschenden und gestaltenden Gesetze. Nicht mehr die Besonderheit der Einzelgestaltung, sondern ihre Bestimmtheit durch das in allen waltende Gesetz erscheint uns als das wahre Wesen des Einzelnen. So weisen denn auch unsere Begriffe von Naturdingen auf Oberbegriffe hin, die nur noch Ausdruck formaler Gesetzlichkeiten sind, und auf Einordnung in die von diesen Gesetzlichkeiten beherrschten 'Reiche' der Natur, von denen je eines als Provinz im andern liegt: der allumfassenden Gesamtnatur ist so das Reich des organischen Lebens als Provinz eingelagert, diesem das Reich des animalischen, diesem das des menschlichen Lebens, dessen Herrschaft sich durch den zweckmäßig gestaltenden Willen über alle anderen Reiche erstreckt und Gebilde schafft, deren Wesen für uns, gleichgültig woher sie stammen, in dem liegt, was sie uns leisten — die von Menschenhand geschaffenen Dinge, an die wir bezeichnenderweise bei dem Worte *Ding* immer in erster Linie denken, die Gebrauchsgegenstände, die man bei dem Wort *Gegenstand* wohl immer in erster Linie im Auge hat. In ihnen stellt sich uns die Beherrschung der Natur durch den Geist fort und fort sichtbar vor die Seele.

Die Richtung der Begriffe auf das Allgemeingültige, auf die Einordnung des Einzelnen in ein geschlossenes, einheitliches System gesetzmäßig wirkender Kräfte, ist ebensosehr eine Eigentümlichkeit des reifen Denkens wie am anderen Pol die Herausarbeitung der Identität des Ich, in der wir den Kern der Namensgeltung erkannten. Von Hause aus dagegen ist alle Begriffsbildung individualisierend, also weder ausdrücklich identifizierend noch ausdrücklich generalisierend; sie erfaßt und benennt das, was 'so' auf uns wirkt,

Digitized by Google

ohne Rücksicht darauf nach welchen allgemeinen Gesetzen diese Wirkung zustande kommt, und ohne 'diesen' einzelnen Träger der Wirkung von der wirkenden Macht streng zu scheiden. Es fehlt also der Begriffsbildung von Hause aus die Richtung sowohl auf eine identische Kennzeichnung 'dieses' einzelnen Gegenstandes, jene Richtung also, die schließlich zur identifizierenden Leistung des Namens führt, als auch die Richtung auf Einordnung der Begriffe in einen einheitlichen Zusammenhang der Erkenntnis, wie ihn das wissenschaftliche Denken schafft. Alles, was 'so' wirkt (z. B. brennt), ist e i n e s (Feuer), und die besondere Wirkung des Feuers wird ausschließlich seinem eigenen Wesen zugeschrieben, nicht aus alles durchwaltenden Kräften abgeleitet. Die einzelnen Mächte stehen als Individuen nebeneinander, kein abstrakt-begriffliches Band schließt sie zu höheren Einheiten zusammen. Was im unmittelbaren Erleben sich für die Erlebensweise der Gemeinschaft als dasselbe gibt, das i s t dasselbe, in der 'gleichen' Wirkung äußert sich die 'nämliche' individuelle Macht — weiter reicht die Begriffsbildung zuächst noch nicht. Das Objekt-Erlebnis ist, als Urphänomen gefaßt, das Zusammenprallen mit den feindlichen Mächten außer uns. Das *objectum* ist das, was sich mir in den Weg wirft, das Fremde, das ich versuchen muß zu beherrschen oder wenigstens unschädlich zu machen. Was 'uns' in der gleichen Weise entgegentritt, was in der gleichen Weise auf 'uns' wirkt, ist auch immer wieder dasselbe Objectum, die nämliche Macht, die wir mit dem gleichen Namen erfassen und bannen.

Was auf 'uns' in der gleichen Weise wirkt: damit deuten wir an, daß es sich nicht um schlechthin allgemeingültige kausale Wirkungen handelt, sondern um die Weise, wie 'wir' den Gegenstand erleben (wie 'man' ihn erlebt), um die Erlebensweise der Gemeinschaft, für die allein das letztlich indefinible '*so*' einen faßbaren Sinn hat. Wir verstehen jetzt, daß in Gemeinschaften, wo die Weise des Erlebens der Umwelt wesentlich magisch ist, auch scheinbar

Digitized by Google

Heterogenes unter die Einheit eines magischen Wirkungsbegriffs subsumiert wird. So fassen gewisse Indianerstämme alle Träger bestimmter magischer Wirkungen, z. B. die Hirschgeweihzacken und weiterhin die Hirsche selbst, als 'Federn' auf (Lumholtz, Symbolism of the Huichol Indians p. 212, zitiert nach Levy Brühl-Jerusalem, Das Denken der Naturvölker S. 100). Der Totemismus stellt sich als ein durchgeführtes System solcher magischer Wirkungs-Identifikationen dar.

Auch unsere eigene Auffassung der Dingwelt, wie sie sich in der Sprache spiegelt, ist doch nicht so ausschließlich von jener für unser waches Denken kennzeichnenden naturalistischen Einstellung beherrscht, daß die irrationalen Gestaltungskräfte vollkommen ausgeschaltet wären. Sonst müßten ja die Bedeutungen der Dingworte in allen modernen Sprachen, soweit die Wirkung dieser Denkweise reicht, übereinstimmen, was doch nur sehr teilweise der Fall ist.

Die Berührung zwischen Wortbedeutung und objektivbegrifflicher Geltung wird freilich um so enger, die Idee wird um so mehr zum bloßen Symbol eines Begriffes, je mehr wir uns dem Bereich des naturwissenschaftlichen Denkens nähern, und im gleichen Maße erhöht sich auch die Uebersetzbarkeit der Worte, bis schließlich im Gebiete der naturwissenschaftlichen Nomenklatur, der technischen Terminologie die Unterschiede der Einzelsprachen überhaupt aufhören. Wörter wie *Pferd* und *Sperling* sind einfache Artbezeichnungen, sie sind begrifflicher und zugleich minder anschaulich als *Roß* und *Spatz*. Letztere Worte, in ihrer besonderen Tönung unübersetzbar, sind Verdichtungen gewisser kennzeichnend deutschen Erlebensweisen der mit dem Namen *Pferd* und *Sperling* mehr objektiv bezeichneten Gegenstände. Ihnen ist wesentlich die Einbettung nicht in begriffliche Zusammenhänge, sondern in gewisse Erlebnisbereiche, die wir für das Wort *Roß* etwa umschreiben können mit: ritterlicher Kampf, feierlicher Aufzug, für das Wort

Digitized by Google

Spatz mit: Tierleben der Gasse, während *Pferd* und *Sperling* als einfache Tiernamen in einer Reihe stehen mit den Namen anderer Tiere, etwa: *Esel, Rind, Hund, Katze* — oder *Amsel, Fink, Nachtigall, Rabe* und mit diesen gleichgeordnet zusammen wieder auf Oberbegriffe wie *Vierfüßer* (oder *Säugetier)* und *Vogel* hinweisen, die ihrerseits wieder in gleicher Weise auf das noch abstraktere *Tier* bezogen sind.

Indessen darf nicht übersehen werden, daß auch diese entschiedener mit dem Anspruch auf objektiv-begriffliche Geltung auftretenden Wortbedeutungen — soweit sie nicht geradezu, wie *Säugetier,* wissenschaftliche Kunstschöpfungen sind — immer noch indefinible, die Erlebensweise der Gemeinschaft kundgebende Züge mitenthalten, die in die Uebersetzung nicht miteingehen. Wir zeigten dies schon oben an dem Worte *Vogel* im Vergleich mit lat. *avis.* Wir vergleichen weiter etwa unser *Tier* mit franz. *bête.* Rein am Umfang der von ihm befaßten Gegenstände gemessen, ist der Begriff beider Worte der gleiche, und die wissenschaftliche Definition des Tieres würde in beiden Sprachen die gleichen Merkmale enthalten. Aber die Verschiedenheit der Erlebensweise zeigt sich doch deutlich in der übertragenen Verwendung, die im Deutschen mehr das Dumpf-Triebhafte, im Französischen mehr das Vernunftlose, Unverständige des Tieres hervortreten läßt. Der Abstand des Tieres vom Menschen wird hier mehr im Sittlichen, dort mehr im Intelektuellen gesucht. Die Bedeutung der Worte ist also ungeachtet der begrifflichen Uebereinstimmung doch nicht einfach dieselbe, die Idee des Tieres ist für den Franzosen doch nicht die gleiche wie für den Deutschen — was sich wohl auch im Verhältnis beider Völker zur Tierwelt nachweisen ließe.

Entschiedener noch tritt die Rolle der Erlebensweise hervor in den Bezeichnungen der von Menschenhand geschaffenen Gegenstände, wo sie geradezu den Umfang der Geltung des Wortes, also den Begriff selbst, bestimmt. Denn

Digitized by Google

hier ist die auf dem aristotelischen *ἄνθρωπος ἄνθρωπον γεννᾷ* beruhende natürliche Einheit der Gattung ja nicht dem Denken als gewissermaßen genetisches Regulativ vorgegeben. Und andrerseits ist dieses Gebiet auch nicht so ausschließlich von der technischen Denkweise beherrscht, wie man wohl annehmen könnte. Ein *Ofen* ist nicht einfach eine Vorrichtung zum Erwärmen von Innenräumen, sonst müßte man auch den Heizkörper der Zentralheizung als *Ofen* bezeichnen, was doch niemandem einfällt. Der Ofen ist überhaupt eigentlich keine 'Vorrichtung', er ist der Spender der Wärme, den wir fast als eine Art von lebendem Wesen ansehen, wenn wir von ihm sagen: *er steht in der Ecke*, während der Heizkörper da oder dort *montiert*, *angeschlossen* oder *eingebaut* ist. Dem Heizkörper fehlt eben der freie Stand im Raume und das Vorherrschen der Höhenproportion, die uns im Ofen eine Art von 'Kerl' sehen lassen. So gibt man ja auch den Stützen eines Kachelofens gerne die Form von Tierfüßen, während man die ungestalten Röhren der Zentralheizung lieber durch Verkleidung dem Auge entzieht. Zu einem Ofen kann man ein persönliches Verhältnis haben, zu einer bloßen Heizvorrichtung (und überhaupt zu einer bloßen Vorrichtung) nicht.

Die Idee des Wortes und damit der Geltungsbereich seiner Bedeutung erweist sich so als bestimmt durch 'unsere' Weise des Erlebens, durch die Weise, wie das Ding auf 'uns' wirkt. Nur die Gegenstände, die wir s o erleben können, zu denen wir d i e s e seelische Einstellung haben, lassen sich unter das Wort befassen, und wenn man versuchen wollte, dieses *'so'* definierend zu erfassen durch Zufügung der Merkmale *'freistehend'* usw. zum *genus proximum* der Heizvorrichtung, so — 'hält man die Teile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band'. Die Einheit dieser Merkmale liegt in der Idee, in dem aus der Erlebensweise der Gemeinschaft herausgestalteten Urbild des Gegenstandes.

Digitized by Google

10. Kapitel.

Bedeutung als anschaulicher Gehalt. Idee und Vorstellung.

Mit dem Wort Ur-Bild rühren wir an jene Seite der Bedeutung, die sich uns abwandte, als wir uns von der begrifflichen Leistung her dem Bedeutungsproblem näherten; wir rühren an das Verhältnis von Bedeutung und Anschauung, und damit auch an das Verhältnis von Bedeutung und Vorstellung. Das Wort Idee weist ja von vornherein auf eine Möglichkeit des inneren Schauens, mit der auch die Gegenständlichkeit des Bedeutungskernes in enger Beziehung steht. Aber dieses innere Schauen darf nicht dem einfachen Vorstellen gleichgesetzt werden, wenn die Einheit der Wortbedeutung gewahrt bleiben soll. Vorstellungen sind ihrem Wesen nach etwas Subjektives, von Zufälligkeiten des Einzelerlebens wie von der besonderen Struktur des Einzelbewußtseins Abhängiges. In den 'Vorstellungen' kann also das von allen Sprachgenossen in gleicher Weise Erlebte, die Einheit der Bedeutung, nicht gesucht werden.

Was sich uns in der Bedeutung des Wortes als Einheit gibt, ist eine solche zunächst nur für die Erlebensweise der Gemeinschaft, die das Wort geprägt hat und für die allein es Bedeutung hat. Diese Einheit hat also zwar übersubjektive, aber an sich, d. h. solange sie nicht vom Geiste objektivierender Begriffsbildung erfaßt ist, weder der Absicht nach noch tatsächlich schlechthin objektive Geltung. Im Einzel-

Digitized by Google

bewußtsein realisiert sich diese ideelle Einheit in stellvertretenden 'Vorstellungen', denen aber doch die Beziehung auf die ideelle Einheit, die sie vertreten, gemeinsam ist. Hier, in der ideellen Einheit, und nicht einfach im realen Gegenstand — wie beim Namen! — liegt der überpersönliche Vereinigungspunkt der individuellen 'Vorstellungen'. Der ideelle Gegenstand der Wortbedeutung liegt weder in der Ebene der subjektiven Vorstellung, noch in der der realen Außenwelt, noch auch im Reiche begrifflich-objektiver Gültigkeit. Seine Ebene ist die besondere Wirklichkeit der Sprache, genauer: 'dieser' Sprache — für den ideellen Gegenstand der Bedeutungen deutscher Worte also die besondere Welt der deutschen Sprache —, das Denken 'dieser' Gemeinschaft — für die Bedeutungen deutscher Worte also das deutsche Denken. Einen Gegenstand 'Haus' gibt es in der äußeren Wirklichkeit nicht; es gibt nur einzelne Häuser, deren eines mit der Bezeichnung «*das Haus*» oder «*dieses Haus*» vermeint sein kann, nicht aber bildet dieses Haus, oder die wie immer geartete Vorstellung dieses Hauses den Bedeutungsgehalt des Wortes *Haus*. Noch weniger etwa alle Häuser, was überhaupt eine unvollziehbare Vorstellung ist. 'Das Haus' ist nichts anderes als die im Bewußtsein der Sprachgenossen lebende, dem Einzelnen durch mehr oder minder schattenhafte 'Vorstellungen' repräsentierte Idee des Hauses, die weder mit realen Häusern, noch mit der dem einzelnen Bewußtsein gegebenen Haus-Vorstellung verwechselt werden darf. Sie ist aber auch kein exakter Begriff, zum mindesten ist ihre abstrakt-begriffliche Leistung, ihre Einbettung in begriffliche Zusammenhänge nicht das allein Wesentliche an ihr. Gleich wesentlich sind vielmehr die Züge, die sie der Phantasie vorgibt. «*An der Landstraße stand ein einsames Haus*» — in diesem Satz ist für jeden verstehenden Leser, trotz aller Verschiedenheit der individuellen Ausmalung, doch dieselbe Anschauung des Hauses enthalten. Denn hier soll ja nicht, wie etwa in dem

Digitized by Google

Sätzchen «*dies ist ein Haus*», eine anschaulich gegebene Wirklichkeit begrifflich gedeutet werden, sondern gleichsam aus dem Nichts heraus die Anschauung erst gestaltet werden. Man mache sich dies klar: daß in allen wenn auch noch so verschiedenen Vorstellungen der einzelnen Leser oder Hörer doch eine einheitliche Anschauung lebt, und daß das Wort diese Anschauung 'gibt', ohne eine außersprachliche Wirklichkeit zu Hilfe zu nehmen.

Diese Erkenntnis leitet zu einer ganz neuen Auffassung des Bedeutungsproblems über. Bis jetzt hatten wir ja die Leistung der Wort-Bedeutung in der Hauptsache nur betrachtet hinsichtlich der Auffassung gegebener Wirklichkeiten. Dies entsprach unserem Ausgangspunkt, dem Verhältnis des Personennamens zu seinem realen Träger. Hier offenbart sich nun etwas vollkommen Neues. Freilich ist auch mit der Nennung des Namens die Beziehung auf die genannte Person gegeben und damit unter Umständen die Möglichkeit, sich diese anschaulich vorzustellen; aber diese Vorstellungsverbindung läuft über ein reales Zwischenglied, und weder die Beziehung des Namens zur identischen Person des Trägers, noch auch die Auslösung einer anschaulichen Vorstellung dieser Person ist eine sprachliche Bedeutungsleistung. Im Falle *Haus* jedoch fehlt ein solches reales Zwischenglied. Wenn man auch offenbar einmal ein Haus gesehen haben muß, um die Bedeutung des Wortes zu erfassen, so genügt dieses Gesehenhaben doch auch nicht allein: vielmehr muß ich das einzelne Haus, oder einzelne Häuser mit dem Bewußtsein gesehen haben, daß dies Häuser sind, daß sich in ihnen die Idee des Hauses realisiert. Die Idee *Haus* also steht an Stelle jenes realen Zwischengliedes, das beim Eigennamen die Beziehung zur Anschauung vermittelt. Zur Idee *Haus* aber gehören wesensnotwendig gewisse anschauliche Züge, sie sind nicht, wie beim Namen einer Person, nur als Ergänzung gefordert.

Die 'Idee' ist aber auch nicht mit der individuellen

Digitized by Google

Vorstellung des Hauses gleichzusetzen: sonst behielte die triviale Meinung recht, daß es 'eigentlich' keine einheitlichen Bedeutungen geben könne, weil jeder sich doch bei dem Worte etwas anderes 'vorstelle'. Wesentlich ist vielmehr, daß diese Vorstellung, so verschieden sie auch im Einzelbewußtsein gefärbt sein mag, doch einen "intentionalen" Kern aufweist, durch den sie mehr ist, als nur 'meine' Vorstellung; daß sie mir selbst als stellvertretend, als subjektivzufälliges Abbild der 'Idee' bewußt ist. Wer sich etwa bei dem Worte *Haus* sein Heimathaus vorzustellen pflegt, der weiß doch genau, daß diese individuelle Gestaltung nicht 'das Haus' an sich ist, und er wird je nach Bedarf den einen oder anderen Zug dieser Vorstellung gleichsam wegwischen oder einklammern, wenn von andern Häusern oder von einem bloß phantasierten Haus die Rede ist. Hinter der individuellen Vorstellung steht die Idee, steht das Bild des Gegenstandes, wie es in der Erlebensweise der Gemeinschaft sich gestaltet hat: durch die Vorstellung hindurch schaue ich die Idee. Damit wird den einzelnen Zügen meiner Vorstellung gegenüber von vornherein die Einstellung geschaffen, daß ich sie als 'wesentlich' oder 'unwesentlich', als 'notwendig' oder 'zufällig' erkenne; z. B. werde ich in meiner visuellen Vorstellung des Hauses das Dach selbst als notwendigen Bestandteil, seine Form aber als zufällig ansehen, ebenso Fenster und Türen zwar als notwendig zum Hause gehörig, ihre Zahl und Anordnung aber als zufällig erkennen. Ich kann mir infolgedessen, auch wenn meine 'Vorstellung' sich etwa auf das visuelle Bild des geschriebenen Wortes *Haus* oder auf das Klangbild des gesprochenen beschränkt, doch jederzeit zum Bewußtsein bringen, was zu einem Hause gehört; denn all dies wird zwar nicht ausdrücklich mitvorgestellt (wie im visuellen Bild des Hauses ja auch das Innere, die Treppen, Wände usw. nicht ausdrücklich mit vorgestellt werden), aber doch mitgedacht. Letztlich aber wurzeln alle diese Züge in der gefühlten Lebensbedeutung des Hauses,

Digitized by Google

in dem besonderen Lebenswert *Haus*, der, weit entfernt davon, sich in stofflichen, räumlichen oder technischen Daten zu erschöpfen, in der besonderen Erlebensweise der Gemeinschaft gründet und in dem besonderen 'Klang' des Wortes seinen Niederschlag findet.

Diese Idee aber ist nicht durch äußerliche Einzelzüge bestimmt und baut sich, obwohl sie zu ihr gehören, nicht aus ihnen auf. Ihren Kern bildet das Gefühl dafür, was das Haus 'uns' ist, die besondere Weise, wie der deutsche Mensch sich mit dem Hause verbunden fühlt, mit dem Hause, das so fest und unbekümmert dasteht, gleichgültig, wer da ein- und ausgeht, wer in seinen Mauern geboren wird und wer im Sarg aus seiner Tür hinausgetragen wird, und das doch wieder so eng mit den Schicksalen des Einzelnen und mit dem Leben der Familie verbunden ist; das seine Bewohner schützend umhegt, das dem Einzelnen eine Stätte bietet, wo er sein Haupt niederlegen mag, wo ihm die Außenwelt nichts mehr anhaben kann. Die unwägbaren Gefühls- und Lebenswerte, die im Klange des Wortes *Haus* mitschwingen und die Idee des Hauses bestimmen, treten deutlicher heraus in der dichterischen Gestaltung; ich denke etwa an Hebbels Gedicht "Das alte Haus" oder an die symbolische Rolle 'des Hauses' in den "Buddenbrooks" und, ins Pathologische gesteigert, in dem Kinderroman "Mao" von Fr. Huch.

Dieses Gefühl einer besonderen, tieferen Lebensbedeutung des Gegenstandes ist nun nicht etwa eine Eigentümlichkeit unseres Beispiels. Es ist vielmehr die eigentliche Triebkraft für alle Dingauffassung und alle Gestaltung von ideellen Gegenständen. Die Bedeutungseinheit des Wortes ruht letzten Endes darin, daß die Idee selbst eine Bedeutungseinheit, oder, um die Aequivokation zu vermeiden, eine Bedeutsamkeits-Einheit darstellt. Aus der Lebensbedeutung des Gegenstandes heraus erfüllt sich die Anschauung mit den Zügen, die dieser Lebensbedeutung entsprechen. Je tiefer die seelischen Wurzeln jenes Bedeutsamkeitsgefühles hinab-

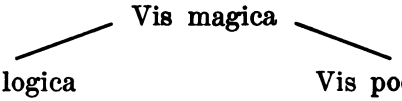
Digitized by Google

reichen, um so voller wird der 'Klang' des Wortes — Klang hier nicht etwa im Sinne eines akustischen Phänomens —, um so stärker wird seine Anschaulichkeit. Je äußerlich-zweckhafter dagegen die Auffassung der Dinge wird, umsomehr geht mit der Einlagerung in eine besondere seelische Welt die plastische Kraft der Ideen verloren, umsomehr wird die Bedeutung zum bloßen Begriff, das Wort zur bloßen Bezeichnung. Die anschauliche Kraft des Wortes, oder, was dasselbe ist: die Ausdruckskraft des Wortes wurzelt in der Seele der Gemeinschaft. Die ihr eigene Symbolik der Gegenstandsauffassung, der Stil ihres Denkens, gestaltet das Wort zum Symbol der Idee. Mit seinem besonderen 'Klang' hat das Wort Anteil am Wesen des Gegenstandes, durch ihn vermag es die gestaltende Phantasie in die Richtung zu lenken, die der Bedeutung des Wortes entspricht.

Das Wort vertritt uns den Gegenstand und 'zaubert' ihn vor unser geistiges Auge hin. Es erregt in uns Vorstellungen, von denen wir gewiß sind, daß in ihnen ein allen Sprachgenossen Gemeinsames sich ausdrückt. Aber ist denn der Ausdruck 'zaubern' hier mehr als ein abgegriffenes Bild? Dürfen wir vielleicht wirklich daran erinnern, daß das Wort einst, im frühen Denken, die magische Kraft hatte, den Gegenstand zu realisieren? Ich glaube ja. Und wir werden die doppelte Leistung der Bedeutung, die begrifflich-logische und die imaginative, als schon in jener ursprünglichen magischen Auffassung vorgedeutet erkennen. Die magische Kraft des Namens ist eine doppelte: sie vermag den Gegenstand zu bannen, d. h. seine schädlichen Kräfte zu lähmen, und ihn dadurch zu beherrschen oder sich doch seiner Macht zu entziehen: so geschieht es im Märchen vom Rumpelstilzchen. Sie vermag aber auch den Gegenstand zu beschwören, d. h. den entfernten herbeizurufen oder den noch nicht vorhandenen entstehen zu lassen; darauf beruht das vorbereitete Motiv des *lupus in fabula* und der Aberglaube, daß man gewisse Dinge, z. B. den Tod,

Digitized by Google

nicht nennen dürfe, um sie nicht wider Willen heraufzubeschwören. Aus der Bannkraft des Namens können wir uns die logische Vis der Wortbedeutung hervorgegangen denken, ihre Kraft, die Erscheinung zu deuten durch Unterordnung unter kausale Begriffe, in denen das Gesetz des Verhaltens gegenüber der Erscheinung enthalten ist. Aus der beschwörenden Macht des Wortes aber ging seine Fähigkeit hervor, eine wenigstens innere, phantasiemäßige Realisierung des Gegenstandes zu bewirken — ich lasse dahingestellt, ob nicht alles 'Vorstellen' als ein gleichsam gehemmtes Verwirklichen aufzufassen ist —, die schöpferische, imaginative, im ursprünglichen Sinn des griechischen Terminus p o e t i s c h e Vis des Wortes.



Es läßt sich leicht zeigen, daß logische und poetische Vis, begriffliche und anschauliche Leistung miteinander im Kampfe liegen: je reiner der Begriffswert des Wortes heraustritt, um so blasser wird die Anschauung, je lebendiger die Anschauung, um so schwerer die Einordnung in ein System exakter Begriffe. Die Kunstworte der Wissenschaft sind anschauungsleer, der Wortschatz der Dichtung kann der begrifflich unbestimmten, schillernden, von Anklängen durchwobenen Wortbedeutungen nicht entbehren.

Lebendig nennen wir die Anschauung als Ausdruck individuell (nämlich gemäß dem seelischen Gesetz 'dieser' Gemeinschaft) gestalteten Erlebens. Wir können aber die Beziehungen zwischen Bedeutung, Erlebnis und Gemeinschaft vielleicht noch etwas enger fassen. Wir sprachen bereits davon, daß Wörter wie *Roß* und *Spatz* (im Gegensatz zu *Pferd* und *Sperling)* in gewisse Lebenszusammenhänge weisen, in denen sie heimisch sind, und man kann wohl sagen, daß im 'Klang' dieser Worte ihre Bestimmtheit durch jene Lebenszusammenhänge irgendwie miterfaßt wird: das Wort *Roß*

Digitized by Google

klingt nach Kampf und Turnier, das Wort *Spatz* klingt nach der Gasse usf. Lebenszusammenhänge aber wie die genannten weisen mit Notwendigkeit auf ihnen zugeordnete Formen des Gemeinschaftslebens und Schichten in der Gemeinschaft, und damit auch auf Schichtung innerhalb des Bestandes der Sprache selbst. Wir erkennen, daß die Sprache — zum mindesten unsere Sprache — verschiedene Ausdruckswelten in sich vereinigt, die ihre Gegenstücke finden in der geistigen, sozialen und landschaftlichen Gliederung der Sprachgenossenschaft; Wörter wie *Pferd* und *Roß* gehören in diesem Sinne verschiedenen Welten des sprachlichen Ausdrucks an, wie sie auch wohl in verschiedenen Schichten oder Teilen der Gemeinschaft ihre Ausprägung zum Gemeingut erfahren haben. "Jedem Worte klingt der Ursprung nach, woher es sich bedingt", wenn auch nicht im Sinne etymologischer Spielerei, so doch in dem tieferen, daß jedes Wort das Gepräge einer bestimmten Ausdruckswelt trägt und mit seinem 'Klang' in bestimmte Bereiche des Gemeinschaftslebens hineinweist. Bedeutung weist auf Zusammenhang — so sagten wir oben (S. 53) in der Erörterung des Verhältnisses von Bedeuten und Bezeichnen; wir erkennen nun, daß der logische Zusammenhang der Begriffswelt nur einer von vielen derartigen Zusammenhängen ist, daß die Zusammenhänge, in denen die Bedeutung ruht und auf die sie hinweist, letzten Endes Lebenszusammenhänge sind und damit auch wiederum Zusammenhänge innerhalb der Gemeinschaft — wie ja auch der Welt des wissenschaftlichen Denkens gewisse menschliche Zusammenhangsformen zugeordnet sind.

Doch nicht nur in der Einbettung der Idee in einen lebensmäßigen Zusammenhang liegt das 'Leben' des Wortes, das 'Lebendige' der Anschauung: diese schwingt selbst gleichsam im Rhythmus dieses besonderen Lebens mit und überträgt diese Schwingung auf das Wort, in dem sie sich als 'Klang' des Wortes niederschlägt. Dies wird noch deutlicher werden, wenn wir uns jenen Teilen der Rede zuwenden, die,

Digitized by Google

obwohl Träger von Bedeutungen, doch grundsätzlich der gegenständlichen Beziehung entbehren und damit auch der begrifflichen Sublimierung entzogen sind: den Vorgangsworten (den 'lebenden Worten' in der Ausdrucksweise der chinesischen Grammatik) und weiterhin den Eigenschaftsworten, die, obgleich dem Reich der Begriffe etwas näher stehend, gleichwohl ihrem Sinngehalt nach nur erlebend zu erfassen sind.

Digitized by Google

11. Kapitel.

Bedeutung als Lebensgehalt. Das Vorgangswort.

Das Dingwort als Träger der Bedeutungs-Idee läßt sich losgelöst vom Zusammenhang der Rede betrachten. Anders das Vorgangswort. Führen wir es im Infinitiv an, so ist es bereits seiner Lebendigkeit zum Teil entkleidet. Wir müssen daher notgedrungen das Vorgangswort in den Zusammenhang der Rede einsetzen.

In einem Sätzchen wie «*Die Rose blüht*» ist nach der gewöhnlichen Ausdrucksweise der Grammatik das Zeitwort *blühen* als Prädikat enthalten. Die schulmäßige Auflösung des Satzes belehrt uns, 'daß von der Rose das Blühen ausgesagt wird'. Aber hat die Verbindung wirklich den Sinn einer Aussage, eines Urteils? Ist der Satz wirklich gleichwertig einer echt prädikativen Umformung wie «*die Rose ist blühend*» oder «*die Rose ist eine blühende Rose*»? Sollte man nicht vielmehr eine Umformung bevorzugen wie «*die Rose tut blühen*»? (So würde sich ja die Mundart ausdrücken). Ist diese letztere Umformung die der Urgestalt nächst sinnverwandte, so ist klar, daß das Blühen nicht nur von der Rose ausgesagt, sondern ihr als ein 'Tun', als Lebensäußerung beigelegt wird. Eindringendere Betrachtung, die wir dem zweiten Teil vorbehalten müssen, würde uns zeigen, daß, wenn der Satz wirklich den Sinn einer Aussage haben soll, er sich in einem bestimmten Zeitpunkt auf ein real gegebenes Exemplar beziehen muß. Die Reinform der Aussage würde dann etwa so lauten: «*Das* [erwartete] *Blühen der* [in Rede stehenden oder allein in Frage kommenden]

Digitized by Google

Rose ist jetzt zur Wirklichkeit geworden.» Der Satz *Die Rose blüht* besagt mir aber doch irgend etwas, vermittelt mir doch ein Erlebnis, und zwar kein Urteilserlebnis, auch wenn ich gar nicht an ein bestimmtes Exemplar denke. Gerade dieses Erlebnis aber wird zerstört, wenn wir den Satz in die Zwangsjacke des Urteils stecken.

Sehen wir daher für den Zweck der gegenwärtigen Untersuchung einmal von jedem Zusammenhang ab, in dem unser Sätzchen den Sinn eines Urteils haben könnte. Lassen wir den Satz einmal gerade so auf uns wirken, als wäre er eine Gedichtzeile. Das, was wir dann erleben, läßt sich weit eher dem Erblicken einer blühenden Rose vergleichen — wenn auch nur als schattenhaftes Abbild dieses Ur-Erlebnisses —, als einem 'Verbinden von Begriffen'. Wir erleben etwas Aehnliches, wie der, dem der Anblick der blühenden Rose diesen Ausruf entlockte — wir erleben im Geiste das Blühen der Rose.

Vergegenwärtigen wir uns nun einmal, was wir eigentlich empfinden, wenn wir uns einer blühenden Rose freuen. Es ist das Lebendige, was auf uns wirkt, was mit seinem Duft und dem Prangen seiner Farben unsere Sinne gefangen nimmt: es ist das L e b e n, d a s a u f u n s ü b e r s t r ö m t. Wir erleben dieses Blühen mit, e s b l ü h t i n u n s, wenn wir uns an dem Blühen der Rose freuen. Wir empfinden die Einheit des Lebensstromes, der durch alles Lebendige hindurchgeht; die Rose ist für uns nicht mehr Objekt, nicht etwas in unseren Weg geworfenes, das es zu beherrschen gilt, sie wird uns vielmehr innerlich verbunden, ihr Leben, ihr Blühen wird uns zu eigen. Dieses zarte Leben aber ist eingefangen in dem Worte . . . *blüht,* und wenn wir den Satz sprechen oder hören oder denken — das macht für diesen Fall gar keinen Unterschied —, so fühlen wir wieder etwas von der Lebensregung, die in dem Worte . . . *blüht* eingefangen ist. In der nüchternen Redeweise der Psychologie könnte man sagen: der Inhalt des Wortes wird motorisch erlebt.

Digitized by Google

Aber das Wort *motorisch* deutet auf Bewegung im Raume, und das ist für uns zu eng. Wohl ist alles Leben zugleich Bewegung, aber wesentlicher ist doch, daß alle Bewegung nur erlebend erfaßt werden kann. Was wir sehen und uns objekthaft vorstellen können, sind die Dinge oder Wesen, die sich bewegen: von einer Bewegung selbst gibt es dagegen keine Vorstellung, man kann sie nur innerlich nachzeichnen oder nachziehen; damit aber wird sie zu einem Vorgang des Innenlebens. Bewegung und Leben sind aufs engste verknüpft, selbst die Bewegungen unbelebter Dinge lassen sich nur mit Ausdrücken schildern, die der belebten Welt entnommen sind: *die Kugel fliegt aus dem Rohr, die Sonne steigt am Himmel empor, die Wolken ziehen dahin* usw. Bewegung wird als Lebensregung gefaßt. Und dies ist hier, im Falle *blühen*, das Wesentliche: man kann gar nicht daran denken, den Vorgang des Blühens ernsthaft als eine Bewegung, oder als eine Summe von Bewegungen im Raume darstellen zu wollen, denn damit kommt man aus dem Bereich des Miterlebens in den der exakten Formulierung, der der Bedeutungsgehalt eines Wortes wie *blühen* schlechthin unzugänglich ist. Exakt definiert, ist Blühen der Zustand der Pflanze von der Oeffnung der Knospen bis zum Welken der Blumenblätter. Aber was hat eine solche Definition mit dem Blühen der Rose noch gemein? Ist es nicht, als sei der Kern der Bedeutung herausgefallen, und hielten wir — in Gestalt der beiden zeitlichen Begrenzungen — nur noch die leeren Schalen in der Hand? — Bewegung im Raume ist für das nacherlebende Gemüt ein Sonderfall der Lebensregung, nicht umgekehrt. Das Zeitwort ist in unserer Sprache Ausdruck der Lebensregung und somit auch der Bewegung.

Das Wort *Regung* weist uns noch auf einen andern wichtigen Zusammenhang. Wenn wir sagen: «*Es regt sich etwas*», so denken wir zugleich an einen klanglichen Eindruck. Bewegung sieht man — Regung hört man. Wenn Bewegung als Regung gefaßt wird, so ordnet die Phantasie

Digitized by Google

ihr ein Lautbild zu, wenn sie auch tatsächlich unhörbar ist. Das Zeitwort steht als Ausdruck der Lebensregung der Schallnachahmung und der Lautmetapher am nächsten. Und man kann leicht verfolgen, daß das Einströmen lautmalender Elemente in die Sprache vom Verbum her erfolgt, indem schallnachahmende Interjektionen erst adverbiell zum Verbum in Beziehung treten und dann mit ihm verschmelzen. Erst heißt es: *Bums schlug er die Türe zu,* dann *er bumste die Türe zu,* und entsprechend bei der Lautmetapher erst: *Hopps sprang er über den Graben,* dann: *er hopste über den Graben.* Die Flexionsendung hat hier die Rolle des 'So- oder-so-machens' übernommen. Die Mundarten gehen in dergleichen Bildungen weiter als die Schriftsprache; mit der Würde der gehobenen Rede ist das Imitatorische dieser Gebilde schlecht vereinbar, wie ja auch der auf die *dignitas* besonders entschieden eingestellte römische Prosastil die in der Volkssprache so zahlreich vorhandenen Onomatopoetika fast ganz verschmäht. Ich kann es mir nicht versagen, ein Beispiel solcher mundartlichen Lautmetaphern anzuführen, das den Gang zweier alten Weiber schildert (aus E. Gött, Kalendergeschichten 1921 S. 11):

"Stumm und mißmutig wie zuvor latschten, schlurpften und tschiengten die beiden Daudeln davon, wie die Sprache ihrer Heimat fein schattierend ihren unbeschreiblichen Gang bezeichnen würde".

Man vergleiche hierzu die unendlich mannigfaltigen interjektional-adverbialen Zusätze ("beschreibende vokale Gesten"), durch die die Ewe-Sprache die besondere Weise des Gehens kennzeichnet, angeführt bei Levy Brühl-Jerusalem, Geistesleben der Naturvölker S. 140 f. (nach Westermann, Grammatik der Ewe-Sprache S. 83 f.). Alle Bewegung erscheint in der Sprache von Hause aus als ein So-oder-somachen, alle Bewegung wird zur lautlichen Aeußerung, die Dinge 'sprechen' zu uns, wir geben ihre Aeußerungen gleichsam in *oratio recta* wieder. Wir sagen ja auch, daß die Rose durch ihren Duft und ihre Farben zu uns spreche.

Digitized by Google

Das lebende Wort im besonderen Sinne ist das Tätigkeits- oder Vorgangswort, das Verbum. Doch ist das Leben des Wortes nicht ausschließlich an die verbale Form gebunden, wenn es auch in ihr am sichtbarsten zu Tage tritt. Neben dem Verbum *blühen* steht der substantivierte Infinitiv, der den Eindruck des Blühens gleichsam objektiviert („*Das Blühen will nicht enden*") und das Verbal-Adjektiv *blühend*, beide noch erfüllt vom Leben des Grundwortes. Ja selbst die Ableitung *Blüte* läßt dieses Lebendige noch durchklingen, im Gegensatz zu dem mehr dinglichen, bildhaften *Blume;* man wird eher von künstlichen Blumen sprechen als von künstlichen Blüten.

So stellen Substantiv und Verbum zwar Pole dar, denen die Werte 'begriffliche Leistung' und 'Lebensgehalt' zugeordnet sind und an denen sie sich gleichsam verdichten, aber die Wellen schlagen doch hinüber und herüber. Das Tätigkeitswort kann den Begriff eines Tuns (z. B. eines mechanisierten Verfahrens) enthalten ('*röntgen*'), das Dingwort kann an dem Leben des Tätigkeitswortes Anteil haben.

Festzuhalten ist aber, daß die begriffliche Leistung des Vorgangswortes nicht seine wesentliche ist. Dies zeigt schon der unabsehbare Reichtum der Sprache an Bewegungsausdrücken 'individuellster' Prägung, wie *schwingen, schwanken, schweben, flattern*, die so gar nichts an sich haben von der dem Dingwort eigenen Neigung, sich als Unterart eines übergeordneten Gattungsbegriffs aufzuweisen, sich in ein begriffliches System an bestimmter Stelle einzufügen; denn als Oberbegriff zu all diesen und unzähligen andern, Bewegungsweisen veranschaulichenden Verben läßt sich doch immer nur der Begriff der Bewegung angeben. Wesentlicher aber noch ist folgende Ueberlegung. Wenn ich ein Stück Papier am Fenster vorbeiflattern sehe, so ist es etwas ganz anderes, ob ich die Bewegung als '*flattern*' oder das sich Bewegende als '*Papier*' bezeichne. Das Wort *flattern* drängt sich mir unmittelbar auf gleichsam als Lautreaktion auf die

Digitized by Google

Bewegung, das sich Bewegende dagegen e r k e n n e ich als Papier. Es wäre unsinnig zu sagen, daß man eine Bewegung als Flattern, Schwanken u. dergl. erkenne, denn dann müßte man ja zunächst die Bewegung *in abstracto* festgestellt und nachher erst einer bestimmten Bewegungskategorie zugeordnet haben, was doch in unserem Beispiel wenigstens ganz und gar nicht zutrifft. Wenn ich irgenwo ein Geräusch wahrnehme, frage ich etwa: «*Was rauscht hier so?*» und gehe dann der Ursache des Rauschens nach, suche zu erkennen, was da rauscht; wenn ich aber den Laut selbst als *rauschen* bezeichne, so habe ich damit gar nichts begriffen oder erkannt, sondern nur den Laut sprachlich eingefangen, das Erlebnis sprachlich gestaltet und damit freilich auch als Regung gefaßt, mithin als Regung von etwas, was sich regt — aber das ist doch etwas wesentlich anderes als eine begriffliche Leistung.

Da wir gleichwohl dem Zeitwort die 'Bedeutung' nicht absprechen können, so kann sie nur in seinem Lebensgehalt selbst liegen, in der besonderen Weise der Lebensäußerung, die das Wort uns vermittelt.

Die Bedeutung des Verbums liegt also wesentlich darin, daß sich in ihm ein Vorgang sprachlich darstellt, d. h. so darstellt, wie er in der Seele als Lebensregung nacherlebt wird. Auch hier ist mit 'Seele' nicht die Einzelseele gemeint; wohl hat jeder einzelne Mensch seine besondere Weise des Erlebens, die sich in der besonderen Färbung des Ausdrucks kundgibt, aber ihrem Wesen nach nicht mit übersubjektiv gültigen sprachlichen Mitteln darstellbar und mitteilbar ist; was mitteilbar ist, was den übersubjektiv gültigen Bedeutungsgehalt des Wortes bildet, ist das allen Sprachgenossen Nacherlebbare: der Vorgang, wie er in der Erlebensweise der Gemeinschaft nacherlebt wird, der Laut, wie ihn 'unser' Ohr hört, die lautlose Bewegung, wie sie sich für 'uns' im Klang darstellt. Darum ist das ganze Gebiet des verbalen Ausdrucks der Uebersetzung schwerer zugänglich als das

Digitized by Google

der gegenständlich gebundenen Substantive, weil man von einer objektiven oder wenigstens übersprachlichen Welt der Gegenstände — der 'Natur' — sprechen kann, nicht aber von einer übersprachlichen Welt der Vorgänge. Was von der Bewegung in der Auffassungsweise der Naturwissenschaften übrig bleibt, ist ja eben ein völlig anschauungsleerer und wesensmäßig nicht nacherlebbarer Begriff. 'Objektiv' ist höchstens die Bindung der Vorgänge an gewisse Gegenstände, die sich 'so' regen, die 'so' tönen oder sich 'so' bewegen; so ist das Schallwort *krähen* zunächst an die Gegenstandsidee *Hahn* gebunden, das Schallwort *läuten* an die Gegenstandsidee *Glocke*, der Bewegungsausdruck *fliegen* an die Gegenstandsidee *Vogel* usf., und man kann, soweit die entsprechenden Gegenstandsworte sich in ihren Anwendungsbereichen decken, fragen, wie und ob sich die entsprechenden Lautäußerungen in den verschiedenen Sprachen verbal darstellen. Immer aber bleibt das einzelsprachliche Verbum ein individuelles Bild dieser Bewegung, eine individuelle Nachahmung dieses Lautes. 'Objektiv' sind dann andererseits auch die Wirkungen der Vorgänge, soweit sie sich gegenständlich darstellen lassen; so weist etwa das Tätigkeitswort *bauen* auf die mehr oder minder konkreten 'Objekte' — hier im Sinne der Syntax — *Bau, Gebäude, Haus.* Der Vorgang selbst aber schwebt, in seiner Eigenart nur dem Nacherleben zugänglich und daher notwendig der Weise des Nacherlebens gemäß sprachlich gestaltet, in der Mitte zwischen dinglichem oder persönlichem *Efficiens* und dinglichem oder dinglich gesehenen *Effektum.*

Mit der Erkenntnis, daß das Verbum überhaupt nicht oder doch erst in letzter Linie Begriffswort ist, fällt die Möglichkeit fort, den verbalen Satz als eine Verbindung von Begriffen aufzufassen. Der Satz *Die Rose blüht* ist Ausdruck eines Lebensvorgangs, das Dingwort *Rose* benennt das Lebendige, im Verbum dagegen stellt sich der Lebensvorgang selbst dar, das Wort ist erfüllt von diesem Lebens-

Digitized by Google

vorgang und teilt ihn jedem mit, der überhaupt das Wort versteht. Was eine Rose ist, kann ich schließlich auch dem Sprachfremden zeigen — was *blühen* ist, läßt sich nicht zeigen oder sagen oder beschreiben, es läßt sich nur erleben, und so läßt sich auch der Inhalt des Satzes nur erlebnismäßig fassen. Hier wird die Theorie des verbalen Satzes anknüpfen müssen, um über die bisherigen Ansätze hinauszukommen, die unzulänglich bleiben mußten, solange die funktionale Verschiedenheit der Satzglieder, der Redeteile verkannt wurde, weil man sie vom Logischen her zu bestimmen suchte.

Digitized by Google

12. Kapitel.

Bedeutung als Erlebniswert. Das Eigenschaftswort.

In wesentlich anderer Weise als das Vorgangswort hat eine andere Wortklasse am Leben und Erleben unmittelbaren Anteil, das Stiefkind der Grammatik, das nicht einmal in der antiken Lehre von den Redeteilen einen eigenen Platz erhalten hat: das Adjektivum. Als 'Beiwort' fristet es ein kümmerliches Dasein im Schatten des mächtigen 'Hauptworts', mit dem es ja vielfach formale Gemeinsamkeiten aufweist. Die Zuordnung des Beiworts zu den 'nominalen' Redeteilen zerreißt aber ein sehr viel wesentlicheres Band, das Band zwischen Adjektivum und Adverbium. Wollte man vom Standpunkt der heutigen deutschen Sprache aus eine Lehre von den Redeteilen entwerfen, so würde darin die Scheidung zwischen Adjektiv und Adverb nicht vorkommen. Denn zwischen der Verwendung des unflektierten Adjektivs als 'Zustandsattribut' (*rot blühen die Rosen*) und als Adverbium (*hell scheint die Sonne, lustig singen die Vögel*) läßt sich hier überhaupt nicht streng scheiden, so wenig wie andererseits zwischen Zustandsattribut und Prädikativum. Und wenn wir Sätze aneinanderreihen, in denen die Funktion wechselt, wie: *blau ist der Himmel, hell scheint die Sonne, lustig singen die Vögel, rot blühen die Rosen* — so ist eine innere Gleichförmigkeit dieser Reihe gar nicht zu verkennen: *blau, hell, lustig, rot,* — das sind Eindrücke, die auf den Sprechenden eindringen, das sind seine Erlebnisse; *Himmel, Sonnenschein, singende Vögel, blühende Rosen* — das sind die Gegenstände, von denen diese

Digitized by Google

Eindrücke ausgehen, gleichgültig ob sie einfach als Eigenschaften (*blau ist der Himmel*) oder als Zustände (*rot blühen die Rosen*) oder als Weisen der tätigen Aeußerung (*hell scheint die Sonne*) dieser Gegenstände gedeutet werden. Vom Deutschen aus gesehen, würde man die ganze Wortklasse am besten als 'Eindrucksworte' bezeichnen; nur notdürftig deckt das herkömmliche *Eigenschaftswort* den Begriff der Wortart, deren Besonderheit uns jetzt beschäftigen soll.

Auch hier wollen wir uns auf Beispiele beschränken, die das Wesentliche des Typus in möglichster Reinheit hervortreten lassen. Darum bleiben alle abgeleiteten Adjektive, wie *lieblich, eisern* usw. zunächst beiseite. Wir sehen weiter von allen Adjektiven ab, die die Eigenschaft gleichsam als Wesensäußerung des Dinges fassen und dadurch der verbalen Sphäre näher stehen. Dieser 'expressive' Typus, der dem Partizipium verwandt ist, ist im Deutschen besonders reich ausgebildet; Worte wie *heiter, düster, finster* setzen den Eindruck in Ausdruck um, während *hell* und *dunkel* den Eindruck als solchen kennzeichnen. Die neuere expressionistische Dichtung liebt es, solche Worte unmittelbar aus Verbalstämmen zu gewinnen ("*kreisch peitscht das Leben vor sich her den keuchen Tod*" A. Stramm). Hier soll von ihnen abgesehen und die Betrachtung auf reine Eindrucksworte beschränkt werden.

Als Eigenschaftswort kennzeichnet unser Worttypus den Eindruck, der von einem sinnlich wahrgenommenen, gesehenen, betasteten, geschmeckten Gegenstand ausgeht, man denke also zunächst an Worte wie *weiß, rot, blau, glatt, rauh, hart, weich, kalt, warm, süß, sauer, bitter.*

Die der Psychologie wohlbekannte Tatsache, daß es keine primären Ausdrücke für Geruchswerte gibt, hängt damit zusammen, daß der Geruchssinn ursprünglich der Identifizierung dient (*es riecht nach . . .*) und also dinglich-gegenständlich, nicht eigenschaftlich eingestellt ist. Mit dem aufrechten Gang ist einerseits die lebenswichtige Rolle des Spürsinnes beendet, andererseits eine Vorbedingung des Sprechens

Digitized by Google

geschaffen. In der Sprache spielt nun — so paradox dies zunächst klingen mag — der Name und weiterhin das Substantivum eine ähnliche Rolle unter den Wortarten, wie im tierischen Zustande der Geruchssinn unter den Sinnen.

Bezeichnet das Substantivum den gegenständlichen Träger bestimmter Erlebniswerte, so ist das 'Eindruckswort' der Niederschlag des Erlebniswertes selbst, gleichsam der nach außen gewendete Eindruck. Denken wir uns etwa ein spiegelndes Parkett betretend, so ertönt innerlich der Warnruf *'glatt'*! Oder wir betrachten den Sonnenuntergang, der die Wolken in Purpurfarbe erstrahlen läßt: die Glut der Beleuchtung verdichtet sich uns innerlich zu dem Worte *'rot'*, mit dem wir nun den Eindruck 'fassen'. Oder wenn wir aus einem warmen Raume erschauernd in die kalte Winterluft kommen, formt sich innerlich die Reaktion *'kalt'*. Wir sehen gerade am letzten Beispiel, daß dies auf einer höheren Stufe der Formung im Grunde der gleiche Vorgang ist, wie beim Austoßen einer das Frösteln ausdrückenden Interjektion, etwa *brr!* —; es ist die Laut-Antwort auf den Eindruck der Kälte, wie sie mir von der Sprache in den Mund gelegt wird. Eine ausdrückliche Beziehung auf einen bestimmten Urteilsgegenstand (Parkett, Beleuchtung, Luft) ist ebensowenig nötig, wie etwa eine zweite Person, an die sich die Aeußerung zu richten hätte. Es handelt sich im Grunde um einen ganz elementaren Vorgang, um das Ausleben oder den Ausdruck der Empfindung. Indem ich die Empfindung sprachlich gestalte, bringe ich mir gleichzeitig ihren Lebens-W e r t zum Bewußtsein; ich w e r t e diesen Eindruck als *'glatt'*, jenen als *'rot'*, *'kalt'* usw., und jedes dieser Worte stellt einen für das Denken der Gemeinschaft einheitlichen Erlebnis-Wert dar, dem sie ein bestimmtes Wertprädikat sprachlich zuordnet. Einem wohlbekannten Gesetz zufolge vermag das Wort *kalt* dann auch ebenso die Vorstellung, d. h. das abgeschwächte Erlebnis der Kälte hervorzurufen wie die entsprechende Lautgebärde; man könnte sagen, das Wort *kalt* ist selbst kalt, das Wort *glatt* selbst glatt usw.

Digitized by Google

Tatsächlich, wenn auch nicht wesensnotwendig, weist die lautliche Gestaltung und die durch sie bedingte Klangwirkung gerade bei dieser Wortklasse manches auf, was dem darzustellenden Eindruck analog erscheint; vergl. darüber meinen Aufsatz über Wortklang und Wortbedeutung in den Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung 1925 S. 221 ff.

Die Abhängigkeit der Wortbedeutung von der Denk- und Erlebensweise der Gemeinschaft tritt hier, bei der Erlebniswertung, vielleicht am greifbarsten zu Tage. Man denke etwa an die Farbworte. Für uns bedeutet das Wort *blau* einen einheitlichen Erlebniswert, der sich voller und reiner, oder abgeschwächt und minder rein verwirklichen kann, der sich aber in der ganzen unabsehbaren Fülle der Tönungen und Abstufungen des Blau als ein und derselbe erweist. Eine solche Werteinheit fehlt den klassischen Sprachen vollständig. Sie verfügen zwar über eine Menge von Ausdrücken für den oder jenen Blau-Ton, aber diese verschiedenen Erscheinungen sind nicht auf einen Grundwert bezogen, werden nicht als Abschattungen einer und derselben Farbe gesehen. Es gibt für den antiken Menschen tatsächlich die Farbe blau nicht, und diese Tatsache konnte auch auf die antike Malerei nicht ohne Einfluß bleiben. Nachdem über die 'Blaublindheit' der Griechen eine umfangreiche Literatur angewachsen war — wollte man sie doch aus einem zurückgebliebenen Zustand der Netzhaut 'erklären'! — hat als erster O. Spengler eine ernst zu nehmende Deutung aus der besonderen Welt-Anschauung der Antike zu geben versucht, die methodisch als vorbildlich gelten darf.*) Tatsächlich ist der Grieche — und ebenso nach Ausweis der Sprache der Römer — seelisch *'blau'*-blind, insofern eben dort unserem *blau* kein einheitlicher Erlebniswert entspricht. Wenn andrerseits im Griechischen verschiedene Dinge, die wir als schwarz oder dunkelgrün bezeichnen würden, das Beiwort κυάνεος erhalten, so stehen wir diesem 'Wert' ebenso 'blind' gegen-

*) Untergang des Abendlandes I (Erste Fassung 1920) S. 336 ff.

Digitized by Google

über wie der Grieche unserem *blau*. Es gibt ja kein objektives Blau; objektiv, d. h. in der Natur gibt es nur Lichtwellen von verschiedener Länge und Schwingungszahl mit kontinuierlichen Uebergängen.

Indem die Eindrucksworte sich zu Reihen ordnen oder sich zu Gegensatzpaaren mit oder ohne vermittelnde Uebergänge zusammenschließen, ergeben sich Wertskalen, Wert-Maßstäbe im ursprünglichen Sinne des Wortes, an denen wir den Eindruck der Erscheinung messen. Da diese Maßstäbe, wenn auch nicht an sich objektive, so doch im Bereich der Sprachgemeinschaft übersubjektive Geltung haben, stehen sie in einer gewissen Beziehung zu der Welt der Begriffe; ja, sie konstituieren geradezu das Reich der Wert-Begriffe, deren Gehalt ja stets nur erlebt, nie definiert werden kann, gleichviel ob es sich um ethische, ästhetische oder religiöse Werte handelt.

Die Uebergänge vom Adjektivum zum Substantivum sind demgemäß fließend. *Das Rot, das Blau, die Kälte, die Wärme (le chaud, le froid)* — das sind Substantive, in denen sich die Idee, d. h. hier der im Bewußtsein der Sprachgemeinschaft einsinnig bestimmte Lebenswert, mehr oder weniger gegenständlich verdichtet. Andrerseits führen die einzelnen Skalen die Beziehung auf eine bestimmte Kategorie von Eindrücken mit sich, wie *Farbe* und *Temperatur* — Kategorien von zweifellos abstrakt-begrifflichem Gehalt. Die Beziehungen des Adjektivs zur Begriffssphäre, die sich ja auch in der Verwandtschaft der flexivischen Gestaltung äußern, geben dem Adjektiv eine Art Mittelstellung zwischen dem viel begriffsferneren Verbum und dem Substantiv als dem eigentlichen Begriffswort. Diese Verhältnisse können hier, wo es sich um einen ersten Versuch handelt, die ursprüngliche Eigenart des ganzen Worttypus zu erweisen, nur angedeutet, nicht weiter verfolgt werden. Ihrer Klarstellung müßte zunächst eine kritische Musterung der zugehörigen syntaktischen Begriffe, wie Attribut, Prädikativum, Adver-

Digitized by Google

bium vorausgehen, die zu den Aufgaben des zweiten Teiles gehört. Hier möge nur noch im Vorbeigehen auf die enge Beziehung des Eigenschaftswortes zur unterscheidenden Namensgebung hingewiesen werden.

Die Mittelstellung des Adjektivs entspricht seiner Genesis aus der Laut-Reaktion, der Laut-Antwort, der Gegen-Regung, die wir als das rationalere Verhalten erkennen im Vergleich zu der Mit-Regung, dem mehr passiven Sicherfassenlassen vom Leben der Umwelt. Als Geltendmachen des Ich in der Stellungnahme zum Eindruck, als aktive Fassung des Eindrucks steht die Laut-Antwort, rational betrachtet, höher und somit der begrifflichen Bewältigung näher als die bloße Mitregung.

Gewiß ist es ein weiter Weg, der von der ursprünglichen Laut-Reaktion, vom Gefühls- oder Empfindungslaut zu den durchgebildeten Wertskalen der entwickelten Sprache hinführt. Aber auch hier bleibt, wie beim Verbum, die Berührung mit dem Mutterboden dauernd bestehen; auch hier versiegt der in der Tiefe immer sprudelnde Quell der sprachlichen Neugestaltung nicht völlig, solange die Wertungen selbst wechseln und nach neuen Ausdrücken verlangen. Diese können natürlich auch durch Umprägung schon vorhandener gewonnen werden; aber es gibt doch Fälle, wo man geradezu zum Urlaut zurückgreift. Die schnellebige Großstadt — scheuen wir uns nicht, unsere Beispiele auch einmal von ihrem Asphalt aufzulesen — hat fast Jahr für Jahr ihren neuen führenden Lebenswert und demgemäß auch ihren neuen sprachlichen Wertstempel. Der jüngste Stempel dieser Art ist, soviel mir bekannt, das Berliner Modewort *knorke*. Ich lasse die Frage offen, wo dieses Wort herstammt (irgendwoher wird es ja stammen) und wer es zuerst gebraucht hat (irgendwer wird es ja zuerst gebraucht haben); so, wie es dasteht, wirkt es unmittelbar als Urlaut, als Interjektion, wie früher etwa *tiptop*, und wird auch als solche gebraucht (*«knorke!»*). Man sagt aber auch schon:

Digitized by Google

«det is knorke», gebraucht das Wort also als Prädikat, man sagt von einem schneidigen Rennfahrer oder Tänzer auch, er sei *knorke*, und schließlich wird, wenn der Wert selbst lange genug in Geltung bleibt, auch die attributive Form nicht ausbleiben. So ist ja auch die Interjektion *tiptop* heute soweit adjektiviert, daß man von einem *tiptopen Hut*, einer *tiptopen Sache* sprechen kann.

Im Falle *knorke* haben wir ein wichtiges Zwischenstadium: die Interjektion ist bereits zum Prädikativum geworden, etwa wie das *bä* der Kindersprache in der Verbindung *«Ball bä»* 'der Ball ist schmutzig', aber noch nicht zum Attribut, wie in *«bä-Ball»* 'schmutziger Ball'. So können wir hier den Weg sowohl nach vorwärts als nach rückwärts übersehen.

Beim Adjektivum ist, wie beim Uebergang von der Schallnachahmung oder Lautmetapher zum Verbum, der Weg noch frei für das Einströmen neuer Elementarbildungen, die bei genügender Lebensdauer zu echten Adjektiven werden. Das primäre Eindruckswort verhält sich zum Gefühlslaut wie das Verbum zur Schallnachahmung; beide Kategorien sind schon in den Anfängen des sprachlichen Ausdrucks, ja vielleicht schon in den Lautäußerungen der Tiere vorgebildet, in ihnen kehrt die Sprache immer wieder zu ihren Ursprüngen und Anfängen zurück. Den rational-begrifflichen Leistungen der Sprache, die sich im Namen und weiterhin im Begriffswort verdichten, stehen die elementaren Grundtriebe gegenüber, die im Vorgangswort und Eigenschaftswort ihre Erfüllung finden: die Aneignung der fremden Lebenskräfte durch Nachahmung ihrer Regungen, durch die Mit-Regung, und die Bemeisterung andringender Erlebnisse durch Gegen-Regung. Wir erkennen nun — um einen Blick auf das Satzproblem vorwegzunehmen —, daß die großen Urkategorien des verbalen und des nominalen Satztypus in den beiden Urphänomenen der Mit-Regung und der Gegen-Regung gründen, und daß der Ursprung des Satzes

Digitized by Google

mit dem Ursprung des Namens — der hier den Träger der ursprünglichen Regung, dort die Ursache des Eindrucks erfaßt — aufs engste zusammenhängt. Dem Gegensatz Vorgangswort — Eigenschaftswort, Mitregung — Gegenregung entsprechen in der Dichtung die Pole des Dramatischen und des Lyrischen.

Wir schließen hier unsere Betrachtung, die schon allzulange der Ergänzung harrt durch den Blick auf die Rede, auf die wirkliche sprachliche Aeußerung. Die gegenseitigen Beziehungen der drei großen Kategorien von Bedeutungsträgern unter sich und zu den Reichen der Pronomina und der andern 'mitbedeutenden' Hilfswörter, die Uebergänge beispielsweise vom Adjektiv zum Namen und zum appellativen Substantiv, vom Adverb zum Verbum, vom Verbum zum Adjektiv, die verschiedenen Grade der Verdichtung und Verdinglichung, die sprachlich-formale Scheidung der einzelnen Kategorien, die Zuordnung 'synonymer' Ausdrücke zu verschiedenen Ausdruckswelten und den ihnen innerhalb der Gemeinschaft entsprechenden Personenkreisen und Sondergemeinschaften: das alles sind Probleme, die zunächst einmal auf dem Boden der Einzelsprache untersucht werden müssen. Hier eröffnet sich ein weites und fruchtbares Feld der Forschung; denn wenn auch die 'Wortlehre' seit langem in der grammatischen Theorie als Ergänzung und Gegenstück der 'Satzlehre' gefordert ist, so gibt es doch keine wissenschaftliche Darstellung des Gesamtwortschatzes irgend einer Sprache mit Rücksicht auf die Entfaltung der Bedeutungsleistung. Reiche Vorarbeit ist in Untersuchungen über Wortgeschichte, Wortbildung und Bedeutungswandel geleistet; aber die vorwiegende Einstellung auf das Begriffliche hat einer allseitigen Würdigung der Bedeutungsleistung bisher im Wege gestanden, und die Psychologie hat die Lücke nicht auszufüllen vermocht. Es gilt, die ganze Fülle der elementaren Strebungen sowohl wie der geistigen Gestaltungskräfte des sprachlichen

Digitized by Google

Lebens der Erkenntnis zu erschließen, es gilt, die Sprachwissenschaft im vollen Ernste zur Wissenschaft von der Sprache als einem Teile des Lebens zu machen und das Wort vom 'Leben der Sprache', worunter man heute vielfach nur die Entwicklung — oder gar nur die Veränderung — der Laute und Formen versteht, mit neuem Sinn zu erfüllen. Die eigene Sprache, als Teil unseres eigenen Lebens, ist der gewiesene Ausgangspunkt einer solchen Untersuchung; von hier wird sie zu vergleichender Betrachtung aufsteigen müssen. Ziel der Vergleichung ist hier nicht in erster Linie die Herausstellungen des Uebereinstimmenden und die Klärung der Verwandtschaftsverhältnisse, sondern die Scheidung der verschiedenen sprachlichen Ausdruckswelten und die Erkenntnis der verschiedenen sie beherrschenden Grundideen. So wird hier die Vergleichung am entlegensten Stoffgebiet die fruchtbarsten Ergebnisse liefern können.

Wenn unser Blick so geweitet ist, wird eine Untersuchung über das allgemeinste Wesen der Wortbedeutung, zu der hier nur die ersten Vorarbeiten geleistet werden konnten, mit besseren Aussichten auf Bereicherung unserer Erkenntnis wieder aufgenommen werden können.

Ende des ersten Teiles.

Digitized by Google